

DQ
121.8
.W47
H48x



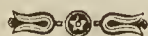
HAROLD B. LEE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

J. Konst. Seiler Bez. lehrer,



BÜRGERMEISTER WETTSTEINS
eidgenössisches Wirken

in den Jahren 1651 — 1666.



V o r t r a g

vor der

allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz

gehalten zu Basel am 20. September 1843

von

Dr. A. Heusler,

Mitglied des Kleinen Rathes in Basel.

Nebst der Eröffnungsrede

von

J. C. Zellweger von Trogen.

Basel:

Schweighauser'sche Buchdruckerei.

HAROLD B. LEE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Den Mitgliedern
der
allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft
der Schweiz
und
der historischen Gesellschaft zu Basel
zur Erinnerung von

A. H.



Digitized by the Internet Archive
in 2020 with funding from
Brigham Young University

V o r w o r t.

Der Inhalt der hier folgenden Arbeit über Bürgermeister Wettstein ist hauptsächlich aus dem Thesaurus Diplomaticus Wettstenianus geschöpft, einer Sammlung, die sich im Besitze eines hiesigen Privatmannes befindet; die Form schien durch den Anlaß geboten. In wissenschaftlicher Beziehung würde die Arbeit der Vervollständigung, der kritischen Begründung, vielleicht auch Berichtigung, unter Benützung auch anderweitiger Quellen bedürfen. Eben dadurch würde sie aber eine ganz andere Gestalt gewinnen.

Unverändert wird sie hier den Freunden geboten als Erinnerung an einen schönen Festtag. — Ob anbei die aus dem Grabe der Jahrhunderte heraufbeschworene Stimme des biedern Bürgermeisters mehr Eindruck machen werde, als es bei Lebzeiten ihm vergönnt war, oder ob es auch wieder heißen werde: surdo fabulam? Ich darf nichts hoffen, aber doch schien es mir, es

dürfte vielleicht nicht ganz ohne Bedeutung sein, der gegenwärtigen Zeit das Bild eines solchen Mannes wieder vorzuführen.

Der verehrte Vater und Stifter unserer Gesellschaft hat gestattet, seine Eröffnungsrede vorandrukken zu lassen. Es ist ein werthvolles, tiefgefühltes Abschiedswort, voll Lehren väterlicher Erfahrung und Weisheit. *Wettstein* zeigt uns das 17., *Zellweger* das 18. Jahrhundert, beide sagen dasselbe.

0 5 0 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14



Eröffnungssrede

von

J. C. Zellweger.

Hochgeachtete,

Hochverehrte Herren, Freunde und Eidgenossen!

Vor mehr als achtzig Jahren war mein Großoheim, Doctor Laurenz Zellweger, einer der Stifter der helvetischen Gesellschaft; Altersschwäche und Kränklichkeit verhinderten ihn, ihrer ersten Versammlung beizuwohnen. Es war ihm aber Bedürfnis, durch seinen Neffen, meinen seligen Vater, die betrübenden, wehmüthigen Gefühle seines Herzens in den Schoofs seiner Freunde zu ergießen. Er hatte den Religionskrieg von 1712 erlebt, und den Abschluß des Bundes mit Frankreich von 1715, welcher die Schweiz in zwei feindselige Lager theilte; er sah als Folge davon die Zuger-Unruhen, die von 1729 bis 1736 diesen Kanton in die furchtbarste Anarchie versetzten, und er war selbst handelnde und leidende Person in den Unruhen, die in den Jahren 1733 und 1734 in seinem väterlichen Kanton herrschten. Er mußte es erkennen, daß der Saame der Zwietracht und des Mißtrauens noch fort wucherte; daher war es wohl natürlich, daß er für den längern Bestand des Vaterlandes bangte, und seine größte Hoffnung sich noch auf seine vielen Freunde stützte, deren Vaterlandsliebe, Treue und Weisheit er kannte, worunter die Iselin, Tschiffeli, Balthasar, Bodmer, Hirzel und Gefsner seine Vertrautesten waren.

Die Ähnlichkeit meiner Lebensschicksale und Erfahrungen mit denen meines Oheims mögen auch mir zur Rechtfertigung dienen, wenn ich, wie er, in dieser Stunde, wo ich das letzte mal in meinem Leben als Vorsteher dieser angesehenen Gesellschaft zu Ihnen spreche, sowohl meine Gefühle über die

Lage des Vaterlandes, als auch über die Art, wie nach meinen Ansichten die Geschichte der Schweiz sollte beschrieben werden, in Ihren Schoofs ausschütete, auf Ihre Nachsicht und Güte vertrauend.

Die Ereignisse, die ich in 75 Jahren gleichsam vor meinen Augen vorüberziehen sah, waren die Folgen derjenigen, die meinen Großsohn so düster stimmten, und seine Besorgnisse rechtfertigten. Endlich, nach 60jährigen, unnützen Bemühungen gelang es dem französischen Hofe, ein allgemeines Bündniß mit der Schweiz abzuschließen. Das große Hinderniß war immer der Bund von 1715, durch welchen die Schweiz ganz an Frankreich angeschmiedet war, der aber in den Augen der contrahirenden Kantone schien sie zu sichern gegen die Gelüste sie zu unterdrücken, welche sie den Zürchern und Bernern andichteten.

Weder jenen Kantonen schien es erwünscht, noch dem französischen Hofe anständig, diesen Bund förmlich zu zerreißen, und noch viel weniger, die geheimen Artikel der versiegelten Schachtel (Trücklibund) zu veröffentlichen, wodurch das treulose Spiel des Grafen du Luc und die Täuschung der contrahirenden Kantone an den Tag gekommen wären. Es mußten also Worte und Phrasen aufgefunden werden, welche einerseits die förmliche Zernichtung dieser Aktenstücke ersetzten, und anderseits mußte das französische Geld die Häupter der contrahirenden Stände des 15ner Bundes vermögen, diese neu gewählten Ausdrücke ihren Räthen und Gemeinden genehm zu machen. Schwiegen nun aber auch jetzt diese Kantone über die Zurückgabe der im Frieden von 1712 abgetretenen Länder und Rechtsamen: so glaubten sie nichts desto weniger durch die geheimnißvolle Schachtel, deren Inhalt keine Bedeutung noch Kraft hatte, und den sie selbst nicht kannten, sich doch berechtigt, jene Länder und Rechtsamen zurückzufordern. Zwar entstand, nach dem Abschlusse des neuen Bundes mit Frankreich, keine Zeit der Ruhe, während welcher vielleicht Zürich und Bern durch eine großmüthige, freiwillige Wiederaufnahme der gekränkten Stände in die

Mitregierung von Baden und dem untern Freienamte sie hätten versöhnen können.

Dieses geschah aber nicht, weil in Folge der sich Bahn brechenden Grundsätze von Voltaire und Rousseau, so wie des Sittenverderbnisses, welches durch das Beispiel des französischen Hofes sich eingeschlichen hatte, eine Kraftlosigkeit und Schlaffheit entstand, welche die höhern Gefühle erstickte, und jede Anstrengung hinderte, aus Besorgniss, daß dasjenige jetzt schon sich daraus entwickeln könnte, was die weisern Staatsmänner vorsahen, daß es dereinst erfolgen müßte.

In dieser Lage war unser Vaterland, als durch den amerikanischen und ostindischen Krieg ein noch nie in so hohem Grade erlebter Umschwung der Fabrikation und des Handels entstand, der große Reichthümer in die Schweiz brachte, welche in den niedern Ständen Luxus verbreiteten, aber auch eine höhere Geisteskultur begünstigten, die ihrerseits einen leichtern Eingang den amerikanischen Freiheitsgedanken verschafften, denen bald die französischen nachfolgten, und vorzüglich die jungen Gemüther begeisterten. Die Regenten erkannten die Gefahr; sie wollten solche durch Herablassungen beschwören, aber sie verbitterten nur; denn schon begehrte das Volk in seinem Sinne die Gleichstellung.

Schweizerische Geschichtschreiber, besonders Johann von Müller, und die helvetische Gesellschaft, hatten Alles gethan, die Gemüther zu begeistern durch das Beispiel der Vorältern; aber was sie zu erreichen hofften, mißlang; statt den Muth der Vorältern, begründet auf Vertrauen zu Gott, die Treue, die aus Wahrheit und Gerechtigkeit entspringt, und die Liebe, welche sich aufopfert für die Brüder, die in der Noth sind, zu erwecken, erzeugten sie nur Dünkel und Hochmuth, die zu Täuschungen führten.

Man glaubte, ein festliches Spiel, das Einigkeit vorstellen sollte, werde das bestehende Mißtrauen zwischen den Ständen und zwischen Regenten und Volk heben, und ein Eid, der nicht mehr auf religiöse Gefühle begründet war, werde eine feste Vereinigung bilden. Die Urkantone wähten, ihre Berge

und ihre kräftigen Arme werden sie wie ehemals schützen, und Bern glaubte, der Gehorsam werde den Enthusiasmus für Freiheit ersetzen, und ungeachtet ihrer innern Zwietracht werden sie doch den Kampf bestehen können.

Kaum könnte man solche Selbsttäuschungen begreifen, wenn man nicht die Macht der mit der Muttermilch eingesogenen Ideen kennte.

Der Sturz der alten Schweiz war die Folge, und Frankreich, welches die Zähheit des Föderativ-Systems durch nicht unbedeutenden Menschenverlust erfuhr, glaubte, dafs wenn die Schweizer gezwungen würden, selbst das Einheitssystem einzuführen, es Wurzel fassen und es ihm ein Leichtes sein werde, dasselbe zu beherrschen. Dieses fand zwar statt, aber der Druck, der es begleitete, machte, dafs der föderative Geist nur immer mehr in dem Volke wucherte; daher auch, sobald die französische Armee die Schweiz verlies, das Volk ungesäumt die Waffen ergriff, und die Einheits-Regierung zersprengte. Bonaparte schritt nun ein, und, den Sinn des Volkes ehrend, gab er ihm eine föderative Verfassung, jedoch mit einem einzigen Magistrat, dem Landammann an der Spitze, der seine Befehle achten mufste. Unter dieser Verfassung war die Schweiz glücklich, aber nicht unabhängig. Als dann dieser Mann und seine Macht gebrochen wurde, und ganz Europa über diesen Fall sich freute, war die Schweiz aufgefordert, sich eine eigene Verfassung zu geben. Nun wachten die Leidenschaften auf; Herrschsucht, Mißtrauen, Neid, alter verhaltener Haß erzeugten so viel Uneinigkeit, dafs, wenn nicht die Furcht verschlungen zu werden gewirkt hätte, schwerlich ein Bund erzweckt worden wäre.

Die neueren Ereignisse sind Ihnen zu bekannt, als dafs es nöthig wäre, solche Ihrem Gedächtnifs vorzuführen; unsere jetzige Lage hat wieder viel Ähnliches mit jener vor achtzig Jahren, die geschildert wurde, und wenn wir die Möglichkeit eines Konfliktes zwischen den grofsen Mächten zugeben: so dürfen wir uns nicht bergen, dafs es zweifelhaft sei, ob unser Vaterland in der Verfassung wäre, dem Stofse, der uns träfe,

zu widerstehen. Bergen wir uns nicht, daß zwar die Vertheidigungsmittel ein nothwendiges Werkzeug sind, daß wir es aber nicht gebrauchen können, wenn nicht Vertrauen auf Gott unseren Muth stählt, Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit unseren Eid zur Wahrheit stempeln, und Liebe des Nächsten uns jede Hingebung leicht macht.

Dieses allein kann die Einigkeit unter uns herstellen; daher, wie es die Pflicht jedes Bürgers ist, in seinem eigenen, wie in den Herzen Aller, diesen Sinn zu wecken: so ist es noch vielmehr die erste Pflicht des Geschichtschreibers der Schweiz, die nur durch Tugend bestehen kann.

Eine zweite Aufgabe des schweizerischen Geschichtschreibers ist diejenige, eine genaue Kenntniß des Vaterlandes zu verbreiten.

Unser Vaterland besteht grofsen Theils aus höheren oder niederen Bergketten, die Thäler bilden, welche oft einen grofsen Theil des Jahres unter sich ohne Verbindung sind, woraus schon eine Mannigfaltigkeit von Körperbau und Sinnesart entsteht, die nur vermehrt wird durch die wirthschaftlicheren Gegenden, die vom Boden- bis zum Lemaner-See längs dem Rhein, der Aare und den Bieler- und Neuenburgerseen sich ausdehnen.

Ursprünglich war dieses Land rauh, wild, meistens einen undurchdringlichen Wald und Moräste bildend, die nur von wilden Thieren bewohnt waren. Nie wäre es vielleicht bewohnt worden, wenn nicht Verfolgungen und die Völkerwanderungen die Menschen bewogen hätten, sich unbewohnte Theile der Erde auszusuchen, wo sie ihre angeborne Freiheit bewahren konnten.

So kamen Etrusker, Leponzier, Helvetier, Burgundionen, Vindelicier, Lenzer, Sueven, selbst Sarazenen, und lebten lange neben einander, ohne die Nachbarn zu kennen; allmählig entstand eine Vermischung, aber die Urtypen blieben noch kenntlich, und zeichnen sich jetzt noch an manchen Orten deutlich von einander aus. So ist in Avers, im Kanton Graubünden, auf einem Berge, hoch über dem Holzwuchs eine

deutsche Colonie ganz mit italienisch und romanisch sprechenden Völkerschaften umgeben. Jenes Häuflein Menschen ist ganz von Katholiken eingeschlossen, allein reformirt, mehrere Stunden entfernt von Glaubensgenossen; sie fangen noch die Stunden an zu zählen vom Eintritte der Nacht, weichen aber hierin von den Italienern ab, daß sie die Stunden nur bis auf 12 zählen, und daher Tag und Nacht in zwei Hälften theilen. Wir haben Gegenden, deren männliche Bewohner alle Jahre auswandern, als Kaminfeger, Maurer, Gypser oder als Wirthe ihr Brod zu suchen. Andere, die sich in ganz Europa verbreiten, als Caffetiere, Conditoren und Pastetenbäcker ihr Leben zu fristen, und wenn sie sich ein Vermögen gesammelt haben, ihre alten Tage in Ruhe im Vaterlande zu verleben. Noch andere schicken jährlich im Frühjahr ihre Kinder auf die Märkte in Schwaben, sie als Hirten zu verdingen. Aus den Gegenden, wo mehr Industrie ist, gehen Arbeiter, Kaufleute, Gelehrte, Künstler und Militairs in alle Theile der Welt, und suchen Kenntnisse, Reichthümer und Ruhm sich zu erwerben, die meisten, um wieder in ihr Vaterland zurück zu kehren. Alle diese Menschen geben den Gegenden, welche sie im Vaterlande bewohnen, eigenthümliche Färbungen, welche direct oder indirect auf das ganze Vaterland Einfluß ausüben. Es entstehen daraus gewisse Sammlungen von gleichgesinnten Menschen, die je nach dem Gegenstand, um den es sich handelt, sich vereinigen. Bald sind es die religiösen Confessionen, deren jede sich um ihr Banner sammelt; bald ist es ein Interesse, welches die Industriellen im Gegensatz der Viehzucht Treibenden von einander trennt; bald sind es die Interessen fremder Staaten, welche den einen Theil für Italien, den anderen für Frankreich und noch einen zu Gunsten Deutschlands stimmen, je nachdem sie den Absatz ihrer Produkte nach diesem oder jenem Lande haben, oder daher ihre Lebensmittel beziehen.

Wir haben geldreiche Gegenden, die leicht ein Auflagensystem ertragen; aber auch noch solche, wo man den Schuster mit einer Haut, den Schneider mit gedörretem Obst bezahlt,

den Armen mit Lebensmitteln oder Kleidungsstücken unterstützt, wo man 20 und mehr vom 1000 steuern muß, um dem Schulmeister einen Gulden wöchentlich zu bezahlen.

Der Mangel an Kenntniss dieser Verschiedenheiten veranlaßt oft sehr falsche Urtheile, besonders bei Städtern, die in ihrem Cabinet nur studieren, was in der übrigen europäischen Welt geschieht, aus welcher alle föderativen Republiken nun vertilgt sind, mit Ausnahme der Schweiz.

Unsere Gesellschaft allein kann diesem Mangel an gründlicher Kenntniss unseres Vaterlandes abhelfen, wenn viele ihrer Mitglieder der Aufforderung unsers sehr verdienstvollen Collegen, des Herrn Professor Matile folgen, und Monographien von Herrschaften, Klöstern, Städten und Dörfern schreiben, aus denen ihr Ursprung, ihre Gesetze, Sitten und allmähliche Veränderungen sichtbar werden. Freilich muß zur Grundlegung dieser Arbeiten eine vollständige Regestensammlung vorausgehen, damit jeder wisse, wo er die nöthigen Materialien zu suchen habe.

Wenn ich nochmals darauf zurück komme, die Nothwendigkeit der Wahrheit in der Geschichte zu erwähnen, so veranlaßt mich hauptsächlich dazu die Reizbarkeit unsers Volkes, die immer begehrt, daß von seinem Kanton und von seinen Bürgern nur Löbliches gesagt werde, welches Gefühl um so viel tiefer liegt, je älter es ist.

Schon Egidius Tschudi sagt von einem österreichischen Chronikenschreiber: Er habe seinen Herrn nur gelobt, und daher oft den Eidgenossen unrecht gethan; aber er habe recht gehandelt; denn es gezieme ihm, von seinem Herren nur Löbliches zu sagen, ob er recht oder unrecht habe.

Als im 17ten Jahrhundert Guillimann die ältesten Freiheiten der Eidgenossen in Zweifel zog, so faßten ihn eine Schaar Gassenbuben und warfen ihn in einen Brunnen; daher finden wir nur eine offene Sprache bei einigen Chronikenschreibern, welche einzig für die Regierungen schrieben, die aber ihre Arbeiten sorgfältig vor dem Volk verwahrten, wie es bei Anshelm und der großen Chronik von Stettler bis auf die

neuere Zeit der Fall war. Selbst Johann v. Müller lobte oft zu sehr und tadelte nur leise, freilich aus edleren Beweggründen; denn er wollte Hochachtung für die Schweiz bei den Nachbarn, und in der Schweiz selbst Nacheiferung erwecken. Aber er vergaß, daß gesunkene Nationen, wie Individuen, erst können sich erheben, wenn sie ihre Versunkenheit erkennen; daher halte ich dafür, daß der Geschichtschreiber die Pflicht auf sich habe, Grausamkeit, Herrschsucht, Betrug, Niederträchtigkeit, Geld- und Ehrgeiz als Laster darzustellen, wo er sie findet, und zu zeigen, wie die traurigen Folgen ihnen auf dem Fusse nacheilen. Aber auch das Schöne und Gute soll er hervorheben, wo er es findet, und der Geschichtschreiber soll treu in dem Leben den Schatten, durch Licht, und das Licht durch den Schatten mildern.

Eine andere Pflicht des schweizerischen Geschichtschreibers ist wohl auch die, daß er nie vergesse: er schreibe die Geschichte eines Föderativ-Staates. Er muß also nicht nur die politischen und kriegerischen Zustände der ganzen Schweiz beschreiben, sondern auch diejenige der einzelnen Kantone, ihrer Verfassungen, Gesetze und Sitten; denn aus ihnen entwickeln sich die Stimmen, welche über das Schicksal der Schweiz im Allgemeinen entscheiden. Sucht man doch auch die Zustände der Nachbarstaaten zu entwickeln, um darin die Ursachen der Schicksale des Vaterlandes zu suchen. Sollen dann die Ursachen, die im Innern wirken, weniger wichtig sein, oder nicht eben so viel beitragen zu den Entschlüssen, die man faßt.

Betrachten wir den wichtigen Einfluß auf die Schicksale der Schweiz, welche seit der Trennung der beiden Confessionen statt fand, so darf die Beschreibung der Folgen davon bei keinem Ereigniß übersehen werden; aber eben so wenig die Modifikationen, welche eintreten; denn bald, während die fünf Orte gleichsam einen Kanton mit 5 Stimmen bildeten, näherten Freiburg und Solothurn in allen Fragen, welche nicht die Religion betrafen, sich mehr an Bern, dessen Interesse gleichförmiger mit dem Ihrigen war.

Die fünf Orte, alle eines Stammes, haben in ihren Hauptzügen den nämlichen Charakter, und waren von jeher hauptsächlich durch ihr Interesse an Mailand gebunden, wöher sie ihre Lebensmittel, früher auch das Salz bezogen, und wohin sie ihr Vieh und ihren Käs verkaufen. Bern suchte, vorzüglich während und nach der französischen Occupation der Schweiz, diese Kantone an sich zu ziehen, während Zürich seinen Einfluß hauptsächlich durch die östlichen Kantone vermehrt sah.

Bisanhin haben die meisten Geschichtschreiber der Schweiz nur die einzeln ausgezeichneten Thaten unserer Krieger und Staatsmänner angeführt, nicht aber ihren Lebenslauf und ihren Charakter beschrieben. Ist nicht wohl dieses der Grund des Vorwurfes, den man uns macht, daß unsere Geschichte so viel weniger Interesse erzeuge, als die Griechische, die doch auch das Bild eines Föderativ-Staates sei. Es gibt nur wenige Augenblicke, wo in einem so kleinen Staate Aufsehen erregende Handlungen vorkommen; aber es gibt keinen einzigen Kanton, wo nicht Männer in irgend einem Fache die Wohlthäter ihres Staates waren und ihre Räthe oder Gemeinden meistens leiteten. Würden nicht geistreiche Charakteristiken solcher Männer und eine Übersicht ihrer Wirkungen im kleinen Kreise, wo sie wohlthätig oder schädlich wirkten, das Leben unserer Geschichte erhöhen und ihr einen neuen Reiz verleihen?

Auch der allgemeine Geist des Volkes jedes Cantons und der Schweizer im Allgemeinen verdient ausgehoben zu werden; denn die Geschichte jeder Zeit beweist es, daß bei ihm noch so viel gesunder Sinn und so viel Religion herrscht, daß, wenn es schien, die gebildeten Stände seien dem Abgrunde nahe, das Volk uns wieder rettete; und, wenn ich die edlen Männer betrachte, die mich umgeben, so hoffe ich noch, daß der gute Sinn unseres Volkes durch Sie und Ihres Gleichen geleitet, auch jetzt noch uns retten werde aus den Gefahren, die uns umgeben.

Mit der Hoffnung, daß Gott das viele Gute, das wir noch besitzen, beschützen werde und mit seiner Kraft uns retten,

nehme ich nun von Ihnen Abschied. Immer hoffte ich, die bestimmten 6 Jahre diesem Vereine vorstehen zu können, von dem ich mir so viel Schönes und Gutes verspreche; aber die Schwachheiten des Alters haben sich in diesem Jahre stark und mannigfaltig auf meinen Schultern gehäuft, so daß ich mich mit großem Bedauern gezwungen sehe, meine Stelle als Präsident und Mitglied der Directions-Commission niederzulegen, Ihnen meinen herzlichsten Dank zollend für Ihre Nachsicht und Ihre Güte. Schenken Sie mir, ich bitte Sie darum, Ihre Liebe und Ihr Wohlwollen noch ferner. Sie werden dadurch noch die letzten Tage meines Lebens versüßen, dessen Ende ich, mit Vertrauen auf die Güte des Höchsten, mit Ruhe entgegen sehe.

Er, der Allmächtige, segne Ihre heutigen und späteren Arbeiten, daß sie dem Vaterlande ersprießlich seien und ihm Nutzen bringen.

Ich erkläre die heutige Sitzung eröffnet, welche Herr Rathsherr Heusler die Güte haben wird zu leiten.

nehme ich von Ihnen Abschied. Immer wollte ich, die
bestimmten 6 Jahre meine Termine vorstehen zu können, von
dem ich mir so viel Sorgen und Güte verspreche; aber die
Schwachheiten des Alters haben sich in diesem Jahre stark
und mannigfaltig auf meine Gesundheit gehaßt, so daß ich
mich mit großem Bedauern verabschieden muß, meine Stelle als
Präsident und Mitglied der Dänischen Kommission niederlegen,
Ihren meinen herzlichsten Dank sowohl für Ihre Nachsicht
und Ihre Güte. Schenken Sie mir, ich bitte Sie darum, Ihre
Liebe und Ihr Wohlwollen noch fernem. Sie werden dadurch
noch die letzten Tage meines Lebens zersüßen, dessen Ende
ich, mit Vertrauen auf die Güte des Höchsten, mit Ruhe ent-
gegen sehe.

Er, der Allmächtige, segne Ihre heutigen und späteren
Arbeiten, daß sie dem Vaterlande vorteilhaft seien und ihm
zu Nutzen bringen.

Hans Rudolf Wettstein von 1651—1666.

Ich erkläre die heutige Sitzung eröffnet, welche Herr
Rathsherr Heuser die Güte haben wird zu halten.

Verehrteste Herren!

Werthe eidgenössische Freunde!

Ihre Direction hat mich beauftragt, mit einem Vortrage aus unserer vaterländischen Geschichte vor Ihnen aufzutreten. Ich habe daher geglaubt, es dürfte nicht unpassend sein, wenn ich an die Localität anknüpfend, Ihnen einige Mittheilungen mache über die politische Thätigkeit des Bürgermeisters *Hans Rudolf Wettstein* von Basel, in den letzten Jahren seines Lebens, von seiner Rückkehr von Wien im Januar 1651 bis zu seinem Tode im April 1666.

Unter allen Vorstehern des baslerischen Gemeinwesens nämlich hat keiner einen mehrern Ruhm in der eidgenössischen Geschichte erlangt, als eben er. An seinen Namen knüpft sich die Anerkennung der Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft vom deutschen Reiche; weniger allgemein bekannt aber ist seine Thätigkeit in innern eidgenössischen Verhältnissen. In jenen 15 Jahren aber sind alle die wichtigen Fragen, welche auch unsere Tage bewegt haben, zur Sprache, ja zum Theil zum blutigen Entscheide gekommen; die Verhältnisse der Städte zu den Unterthanen, die Bundesrevision, die confessionellen Verhältnisse; auch die Stellung der Schweiz zu dem Auslande war der Gegenstand wichtiger Verhandlungen und Staatsverträge. Wenn daher die Berührung solcher Fragen, welche uns Alle in den letzten Jahren in diesem oder jenem Sinne beschäftigt und in Anspruch genommen haben, nicht zu vermeiden sein wird, so werde ich suchen, dem Geiste dieser Gesellschaft entsprechend, historische Unbefangenheit zu behaupten, und Sie, verehrteste

Eidgenossen; werden mir in eben diesem Geiste entgegenkommen, und etwa einzelne den Acten enthobene Ausdrücke nicht mißdeuten.

Vorerst wird es passend sein, in kurzen Zügen die hauptsächlichsten Verhältnisse, unter denen Wettstein zu wirken berufen war, anzudeuten.

Die kirchlichen Kämpfe des Reformationszeitalters hatten in das heillos versunkene eidgenössische Volksleben wieder höhere Gedanken und Gefühle gebracht, und wenn sie auch das Vaterland in zwei erbitterte Parteien getrennt, so doch beide Theile für die edelsten geistigen und sittlichen Güter begeistert. Hatte es aber im 16ten Jahrhundert gegolten, die in Fluß gerathenen Massen in diese oder jene Kirchenform zu weisen, so waren nun im 17ten die Massen wieder fest geworden, die höhere Begeisterung war mehr und mehr erkaltet, aber Haß und Mißtrauen waren zurückgeblieben: das Höchste und Freiste, die religiöse Überzeugung, war Gegenstand des äußerlichen Rechts, des territorialen Besitzes der Parteien. Katholiken und Protestanten standen sich eifersüchtig, mißtrauisch, erbittert gegenüber; jeder ungewohnte Schritt des Einen erfüllte die Andern mit Besorgniß; was diesen Gewinn brachte, schien für jene Verlust zu sein; oder der Glaube selbst war schon das Untergeordnete, wichtiger waren die Rücksichten auf Macht, Einkünfte, Ansehen der Parteien.

Der Stand dieses letztern selbst war im Wesentlichen folgender: Durch den nach der Schlacht von Kappel geschlossenen Landfrieden hatte die neue Lehre kaum Mehreres als einer provisorische factische Anerkennung erhalten; wie demüthigend klangt es für das noch vor Kurzem so stolze Zürich, wenn es, in dem ersten Artikel versprechen mußte, die fünf Orte *«by ihrem wahren ungezwungen christlichen Glauben ganzlich ungearguirt und ungedispürt blyben zu lassen, all böß und Uszüg und Arglist vermieden und hintangesetzt»*; wenn es dann dieser solennen Zusicherung gegenüber mit den trockenen Worten abgefunden wurde, *«dass die fünf Orte ihre Eid-*

genossen von Zürich, *ob* ihrem Glauben *auch* *blyben lassen* wollen; wenn die freien Ämter, Bremgarten und Mellingen der Gnade des Siegers überlassen wurden; wenn dann in dem zweiten Artikel, betreffend die übrigen gemeinen Herrschaften, festgesetzt wurde, *dafs* zwar diejenigen, die den neuen Glauben angenommen und dabei bleiben wollen, es wohl thun mögen, *dafs* aber solche, welche *«den wahren alten christlichen Glauben»* wiederum annehmen wollen, dazu Macht haben sollen, *dafs* endlich die, so den alten Glauben noch nicht verleugnet, dabei verbleiben sollen.

Die untergeordnete Stellung, welche die neue Lehre in diesem Landfrieden angewiesen erhalten hatte, änderte sich das 16te Jahrhundert hindurch nicht. Zürichs Kraft und Muth war für manche Jahre durch das Unglück bei Kappel gebrochen; Berner zwar ermannte sich bald nachher zur kräftigen Beschützung von Genf, zur Eroberung des herrlichen Waadtlandes; aber in Folge eben dieser Eroberung wurde auch seine Aufmerksamkeit und seine Kraft auf lange Zeit hinaus nach der romanischen Schweiz hingezogen, durch Spanien und Savoyen in stetem Schach gehalten. Zwischen diesen beiden Städten und den fünf alten katholischen Orten war Glarus in zwei Parteien gespalten, und die fünf neuen Orte durch Bundesbriefe und andere Verhältnisse auf vermittelnde Neutralität angewiesen. Ungünstige äufsere Verhältnisse, die Spannung zwischen Lutheranern und Reformirten in Deutschland, der Sieg Karls V. bei Mühlberg, das drohende Auftreten der spanischen Macht unter Philipp II. in Verbindung mit der geistigen und sittlichen von Rom aus geleiteten Reaction, alles das erhielt den schweizerischen Protestantismus in steter, naher Gefahr, um so mehr, als die katholischen Orte auch in der Hauptindustrie des Jahrhunderts, in der Kriegskunst, sich hervorthaten; denn spanische, päpstliche, savoyische, französische Fahnen stellten sowohl irdischen Ruhm und Gewinn als himmlischen Lohn für mannhafte Vertheidigung der Kirche in Aussicht, während Zürich von dem zwinglischen Abscheu gegen das Reislaufen erst im Anfange des 17. Jahrhunderts sich losmachte.

Den Hauptanlaß zu Conflicten gaben die gemeinen Herrschaften, wo die katholischen Orte theils auf ihre Stimmenmehrheit, theils auf den Wortlaut des Landfriedens sich stützend, die evangelische Lehre möglichst darnieder zu halten suchten. In den freien Ämtern war die neue Lehre nach der Schlacht von Kappel ausgerottet worden, in den welschen Vogteien hatte man ihr nicht gestattet festen Fuß zu fassen, in der Grafschaft Baden und Sargans waren deren Anhänger nur in kleinerer Anzahl. Aber in dem von den sieben alten Orten bevogteten Thurgau, und in dem Rheinthal, woran außer jenen sieben auch Appenzell Antheil hatte, waren die Reformirten in ziemlicher Mehrzahl, und die Beschützung derselben lag, da Bern keinen Antheil an diesen Vogteien hatte, hauptsächlich Zürich ob. Dieses aber stiefs mit seinem Anspruche auf gleiche Berechtigung beider Kirchen nicht nur auf den Widerstand der mitregierenden Orte, sondern auch auf die gerichtsherrschaftlichen Berechtigungen des Bischofs von Konstanz und des Abts von St. Gallen, welche in Collaturen, in Ehesachen, in Ämterbesetzungen die Evangelischen mehrfach benachtheiligten. Unter dem Eindrücke des schwedischen Waffenglücks hatte Zürich im Jahr 1632 einen die freie Religionsübung sichernden Vertrag zu Stande gebracht, wodurch Religionssachen nicht dem Mehr, sondern gleichen Sätzen unterworfen, das Chorgericht von Zürich als zuständige Behörde in Ehesachen der evangelischen Unterthanen im Thurgau und Rheinthal anerkannt, und der Abt von St. Gallen in Ausübung seiner Collaturrechte an einen Doppelvorschlag der betreffenden evangelischen Gemeinde gebunden wurde. Aber zahllose andere Beschwerden bestanden noch fort, und unterhielten die Reibung. Die ungleiche Berechtigung beider Confessionen wurde von den katholischen Orten fortwährend factisch und rechtlich behauptet, und dadurch in Zürich eine stetsfort gereizte und erbitterte Stimmung unterhalten. Seit der Reformation waren die Bünde nicht mehr beschworen worden.

Auf diese innern Spaltungen der Eidgenossenschaft wirkten auch die Veränderungen in den politischen Combinationen

Europas ein, und machten die Wagschale der einen oder andern Partei bald sinken, bald steigen. Im Ganzen waren es zwei Mächte, welche das sechzehnte Jahrhundert hindurch den hauptsächlichsten Einfluss auf die Schweiz geltend machten, Spanien, das auf die eifrigsten Katholiken sich stützend, dieselben zur Vertheidigung ihres Glaubens, zur Bekämpfung ihrer Gegner, zu engem Verbande unter einander und mit der Krone Spanien antrieb, während Frankreich, meist auch wenn es die eigenen Protestanten verfolgte und unterdrückte, in der Schweiz im Gegensatze zu Spanien den Reformirten die Hand bot, die Kantone zur Einigkeit ermahnte, und in den katholischen Orten dem spanischen Einflusse entgegenzuwirken suchte, was ihm auch durch die Gewandtheit seiner Gesandten meistens gelang. Namentlich war, seitdem Heinrich IV. in seinem Reiche eine festere Ordnung hergestellt hatte, der französische Einfluss der überwiegende geblieben. Noch im dreissigjährigen Kriege war die Schweiz vielfach in Gefahr gewesen, in den Strudel desselben hineingezogen zu werden, als die Bischöfe und Äbte im Vertrauen auf die Erfolge der kaiserlichen Waffen das Restitutionsdict geltend zu machen suchten, als Gustav Adolph die Evangelischen zum Bunde einlud, als Spanier und Franzosen im Veltlin und Graubünden sich schlugen, als die nördliche Grenze bald von Kaiserlichen, bald von Schweden gefährdet oder verletzt wurde. Aber trotz alles innern Haders hatten sich die Eidgenossen noch als solche gefühlt, und den Boden des Vaterlandes nicht zum Kampfplatze fremder Kriegsheere hingegeben: sie hatten noch in den letzten Jahren die Grundlagen eines Defensionalwerks entworfen.

— Durch den westphälischen Frieden, und insbesondre durch Erwerbung des Elsasses, war Frankreich der Schweiz näher gerückt, Spaniens Bedeutung war durch denselben geschwächt worden, doch blieb der spanische Namen noch einige Zeit hindurch gefürchtet; erst die Siege Ludwigs XIV. machten die ganze Schwäche, bis zu welcher dieses Reich herabgesunken war, offenbar. Weiterblickende aber konnten erkennen, woher jetzt der Freiheit Europas die grössere Gefahr drohe, und für

die Schweiz insbesondere lag in dem Umstande, daß im Jahr 1651 der Bund mit Frankreich zu Ende ging, eine ernste Aufforderung, wohl zu überlegen, was die Sorge für die eigene Freiheit, für die Freiheit Europas von ihr verlange.

Seit Langem hatte das Haus Östreich die Einwirkung auf die Schweiz der spanischen Nebenlinie vorzugsweise überlassen, welche wegen des Besitzes von Mailand und Hochburgund näheres Interesse dabei zu haben schien. Der kaiserliche Hof selbst hatte sich bei den Verhandlungen in Münster dem Begehren Wettsteins im Gegensatze zu den Reichsständen nicht abgeneigt gezeigt; er hatte zuletzt noch, als Zweyer und Wettstein in Wien Abhilfe gegen die fortgesetzten Belästigungen der Stadt Basel durch das Kammergericht verlangten, ihrem Begehren bereitwillig entsprochen; er hatte dabei aber die Eidgenossen «gnädigst» ersucht, dafür zu sorgen, daß die schweizerischen Völker in Frankreich nicht über die Bestimmungen des gegenwärtigen Bundes hinaus noch wider die ewigen Vereinigung mit Östreich gebraucht werden, und daß bei der Erneuerung des französischen Bundes nichts Neues zum Nachtheil des Reiches, des Erzhauses und seiner Lande aufgenommen werde. Von den beiden Gesandten wurde erwartet, daß sie hiezu cooperiren würden.

Auf dem westphälischen Congressse hatte Wettstein mit mehreren deutschen Geschäftsmännern Bekanntschaft gemacht, und davon scheint sich ein Plan herzuschreiben, der freilich zu keiner Ausführung gelangt ist, der aber über die Art, wie Wettstein die Lage seines Vaterlandes beurtheilte, kein unmerkwürdiges Zeugniß gibt. Gegenüber dem Streben Frankreichs, nach Osten hinsich auszudehnen, sollte die Schweiz nämlich ihre westliche Grenze durch Bündnisse mit einigen zwischen inne liegenden Nachbarn zu befestigen und gleichsam zu verschanzen suchen. Die Neutralität der Freigrafschaft Burgund hatten die Eidgenossen in frühern Kriegen mehr als einmal gesichert; Wettstein wollte auch die Grafschaft Mömpel-

gard unter eidgenössischen Schutz nehmen, und die Grafschaft Neuenburg und das Bisthum Basel enger als bisher mit der Schweiz verbinden.

Auskunft über diesen Plan gibt ein *Bedenken wegen gesuchter Vereinigung der Grafschaft Mömpelgardt mit den Eidgenossen*, welches im Jahr 1652, wahrscheinlich auf Wettsteins Anregung, von Bürgermeister Ziegler von Schaffhausen entworfen und dem Bürgermeister Waser von Zürich mitgetheilt wurde. Der fürstlich mömpelgardische Kanzler, Dr. Forstner, welchen Wettstein schon in Münster kennen gelernt hatte, hatte diesem eröffnet, sein Fürst wünsche mit gesammter Eidgenossenschaft oder den mehrern Orten sich in Verständniß einzulassen, und möchte daher vernehmen, wie zu diesem Ziele zu gelangen sein möchte. Hierüber äussert sich nun das Bedenken unter Anderm folgendermassen: «Es ist die sache in beed weg bedenklich: und erstlich zu consideriren, dafs diess geschäft einen evangelischen Fürsten betrifft, zu dessen conservirung die Catholici schwerlich zu bewegen wurden seyn, sonderlichen wann sie nicht ein grosen Nutzen particulariter zu verhoffen hetten: Es wurden dabei auch Gedanken vorfallen, es seye solche Herrschaft ziemlich verderbt, und an Mitteln und Mannschaft sehr abkommen, dahero man eine schlechte reciprocirliche Assistenz zu gewarten habe, und neben deme seye es wohl zu bedenken, sich in frömbde sachen, sonderlich bei diesen noch ungewissen Zeiten, einzuflechten, da man bald in grosse Weilläufigkeit kommen und uns fürwerfen möchte, was jener bei dem Comico seinen Nachbarn gefragt: *Tantum ne abs re tua tibi est otii, aliena ut cures?* — Am Andern aber ist zu bedenken, dafs gleichwohl die Sicherheit und Ruhe unsers geliebten Vaterlands (neben Andern) auch darin bestehe, dafs man die benachbarten Ständt, darunder das Bisthum Basel, die Grafschaft Montpelgardt und Neuenburg nicht die geringsten seindt, zu freunden habe, deren Conservirung gleichsam unsere Bollwerk und also die Versicherung unserer Grenzen seindt. — Von den zwei starken Parteien Frankreich und Östreich, welche alzeit in der Christenheit Krieg führen

«und erhalten, wird die eine oder die andere oder alle beide
 «dermahleneinst sich dieser Herrschafften unterstehen zu be-
 «mächtigen, und etwann, das Gott wende, mit sieghafften
 «Waffen mitten in die Eidgenossenschaft gehen wollen.»
 «Und so die Freigrafschaft Burgundt als spanisch und pa-
 «pistisch, uns als ein Vormauer der Eidgenofsschaft nun
 «lange Zeit ist repräsentirt und dahero derselben conservation
 «getrieben und geschlossen, vielmehr seindt diese Ständt in
 «gegenseitigem Zustandt zu erhalten, welche der Eydtgenofs-
 «schaft besser und näher als Burgund gelegen, davon einen
 «rechtschaffenen Patrioten die evangelische Religionsübung zu
 «Montpelgardt nicht solle abhindern, sondern soll ohne
 «passion jederzeit salus populi suprema lex seyn, und die
 «Wohlfahrt und Heil des Vaterlands Allem vorziehen.» Nach-
 dem dann noch die Bedeutung der Festung Mömpelgard heraus-
 gehoben worden, geht der Schluß dahin, «daß wie das Bistum
 «Basel und die Grafschaft Neuenburg, so auch die Graf-
 «schaft Mömpelgard von gemeiner Eidgenossenschaft oder den
 «mehrern Orten in nachbarliche Verständniß aufzunehmen sey.»
 Aber Bürgermeister Waser beurtheilte den Vorschlag sehr la-
 conisch: «Das Montpelgardische Bedenken betreffend, hab ich
 «nit Hoffnung, daß sich die papistischen Ort dazu verstehen,
 «sondern es mehr eludiren werden, oder es müssen die Zeiten
 «und Leut sich um etwas ändern.» Wettstein theilte Dr. Forst-
 nern die Antwort mit, dieser fragte noch im Jahr 1654 nach
 dem Stande des Geschäfts, doch scheint demselben keine wei-
 tere Folge gegeben worden zu seyn.

Auch der Herzog von Longueville wünschte seine Graf-
 schaft Neuenburg und Valangin näher mit allen XIII. Kantonen
 der Schweiz zu verbünden. Dieser Fürst hatte als erster Ge-
 sandter von Frankreich beim westphälischen Congresse sehr
 Vieles zum Gelingen von Wettsteins Mission beigetragen, er
 hatte auch schon von Münster aus Wettstein sein Anliegen
 empfohlen. Als nun der Gesandte der Stadt Frankfurt bei
 jenem Congresse, Dr. Stenglin, welchem Wettstein bei seiner
 Abreise von Münster die Besorgung der Exemtions-Angelegen-

heit übertragen hatte; vom Herzog zum Kanzler in Neuburg ernannt wurde, verhandelte Wettstein im Jahr 1652 mit ihm die Sache sowohl schriftlich als mündlich. Unter den Bedingungen des Bündnisses erscheint auch eine Sicherheit, daß das Land ohne Einwilligung der Eidgenossenschaft nicht aus dem Hause Longueville entwendet werde, worüber jedoch der Kanzler bemerkte, «es werde dieses Punctens alls eines ungewohnten und unerwartenden, auch vieler Ursachen halben bedenklichen, verhofentlich nicht gedacht werden, auf allen Fall aber werde nichts davon anzuhören, weniger anzunehmen seyn.» Aber die Stimmung zeigte sich bei einer evangelischen Conferenz im November dieses Jahres nicht günstig, worüber Stenglin an Wettstein schrieb, «er habe mit Bekümmerniß vermerket, daß bei Etlichen in letztgehaltener Arawischen Tagleistung die zu dem Vollzug anreizenden Gedanken etlichermaßen erkaltet, dessen ich mich jederzeit wohl besorget, und niemahl gezweiflet habe, je näher man zum Ziel kommen und auf den Busch klopfen würde, je mehr werde sich bei Bern Verhinderung oder zum Wenigsten Difficulteten entdecken, welches gleichwohl man sich nicht irre machen, noch derowegen die Hand vom Pflug ablassen muß, zumahlen uns gedachten Orts gegen uns erweisende jemahlen vast herbe und rauhe Bezeugungen vast in allen Vorfällen eben so wol bekannt ist, als wir dero getreuen und erspriesslichen Freundschaft im Fall der Noth versichert seyn.» Im Juli und August 1653, nach dem Bauernkrieg, griff Stenglin die Sache wieder auf; «im Übrigen, schrieb er, steht Herr Gubernator in denen Gedanken, es möchte bei dieser Tagsetzung in Erwägung des lestvergangenen Unwesens von Erfrischung der eidgenössischen Treu und Gegenpflicht zwischen den löblichen Orten geredet, und bei solcher Gelegenheit der angränzenden, dem allgemeinen Bund zur Einschließung wolanständigen Ständ, darunter auch dieser beeden Grafschaften gedacht werden, also bei solcher eröffnug und guten Gelegenheit der schon lang gefasste Anschlag mit Manier irgend anzubringen seyn.» Indefs kam die Sache wenigstens

amtlich auf diesem Tage nicht zur Sprache, und ob sie später mehr Folge gehabt, ist mir nicht bekannt. Stenglin begab sich im Jahr 1654 in ein deutsches Bad, aus welchem er nicht wieder nach Neuenburg zurückkehrte.

Weiter als diese beiden Projecte gedieh dasjenige mit dem Bisthum Basel. Seit 1579 mit den sieben katholischen Orten verbündet, war der Bischof mit den evangelischen Städten meistens gespannt, und hatte öftern Streit mit Basel wegen seiner alten Ansprüche, mit Bern wegen des Münsterthals. Aber bei den beiden Bischöfen Johann Franz und Johann Conrad, deren besonderes Vertrauen Wettstein genoß, ermäßigten politische Rücksichten den confessionellen Eifer, und ließen ihnen eine Verbindung mit den evangelischen Städten wünschenswerth erscheinen. Neben Wettstein war in dieser Sache besonders thätig dessen Freund, der gewandte und weltkluge Landammann von Uri und kaiserliche Generalwachtmeister, Sebastian Bilgeri Zwyer von Evebach, ein Mann, der wenn er einerseits wegen seiner Verhältnisse zu Spanien und Rom das Mißtrauen der Reformirten sich zuzog, andererseits durch seine Ergebung an den kaiserlichen Hof die französische Partei, und durch seinen Umgang mit Reformirten die leidenschaftlichen Katholiken gegen sich einnahm, zu dessen Stürze daher zuletzt confessioneller Haß und französische Intriguen sich die Hand boten.

Einen Anlaß, die gewünschte nähere Verbindung einzuleiten, bot der Einfall des Herzogs von Lothringen mit seinen undisciplinirten und barbarischen hunderttausenden Völkern in das Elsass im Anfange des Jahres 1652. Eine auf Begehren von Basel und Solothurn im April zusammengetretene XIII. örtliche Tagsatzung beschloß die beiden Städte und den Bischof in ihren zu treffenden Vertheidigungsanstalten mit 500 Mann in eidgenössischen Kosten zu unterstützen, bei weiterer Gefahr aber nach Sage des Defensionals von 1647 ihnen zuzuziehen. Während sich aber Luzern, Unterwalden und Zug erst noch die Ratification zu diesem Beschlusse vorbehielten, erklärte sich Uri zur sofortigen Vollziehung bereit und sandte ohne Wei-

teres sein Contingent ab. Dieses rasche Handeln aber nahmen die Gesandten der 4 übrigen alten katholischen Orte, vielleicht noch von anderer Seite aufgereizt, sehr übel auf. Schultheiß Dulliker von Luzern schrieb deshalb (24. April) an Oberst Zweyer: «Unsere Republick der 5 alten katholischen Orte soll «seyn wie eine wohlgeordnete Fürsten, das kein Hor dem andern sich höher erzeige, sonst solle man dasselbig ausrupfen, «denn sie leidet keine Ungleichheit, sondern eine einfaltige «Gleichheit, wie unsere L. Alvordern uns dankwürdig hinterlassen.» Zweyer habe diese Tagsatzung mit Wettstein angetrieben und Solothurn veranlaßt das Begehren um Hilfe zu stellen, ein solches Verfahren aber könne den Orten nicht gefallen, und man halte insgemein dafür, «so der Herr (Zweyer) mehreres auch zu den übrigen katholischen Orten zuge, viel besser die Sache ablauffen wurde.» In ähnlichem Sinne schrieben (24. April) die Gesandten der 4 Orte an Uri, welches aber alle Vorwürfe in entschiedenem Tone ablehnte. Scheu vor den Kosten und (wie bei Bern in Bezug auf Neuenburg) Eifersucht auf den ausschließlichen katholischen Bund mit dem Bischof mögen die vier Orte geleitet haben; Zweyer glaubte überdies noch zu wissen, «der französische Gesandte habe «ein starkes Auge auf das Bistum Basel und führe über das «Neuenburgische gefährliche Discursen (unseres) Standes Wohlfahrt halben, darum wenn der Herr und andere ehrliche Herren nyt thun, wird es des Fleckenstein und seines gleichen halber von Ubel in Ergers fallen.» (24. Mai.) Die lothringischen Völker entfernten sich zwar wieder, aber das angebahnte Werk blieb nicht liegen, der Bischof wandte sich im Sommer wieder an die Tagsatzung, wo neun Orte ein Defensionswerk mit dem Bischof auf 5 Jahre beschloßen und Zweyer, Wettstein und Vennér Sury mit der Verhandlung beauftragten. Eine zu Delsperg am 22. August 1652 zu Stande gekommene Verständniß beschränkte dieses Defensionswerk auf ähnliche plötzliche Gefahren, behielt für eigentliche Kriegsfälle den Bund des Bischofs mit den katholischen Orten ohne weitere Verpflichtung.

lischen Orten vor, und verpflichtete diesen zu strenger Neutralität in auswärtigen Kriegen.

Im August 1654 gelangte der Bischof durch Oberst Zweyer aufs Neue an Wettstein, es handelte sich um Errichtung eines speciellen Bundes mit allen Orten, oder wenigstens um Verlängerung und mehrere Ausdehnung des bestehenden Schirmvereins. Bei einer gemischten Conferenz im September 1654 wurde der Gedanke empfehlend ad referendum genommen, weil das Bisthum eine Vormauer der Eidgenossenschaft sei, und Wettstein insbesondere erbot sich gegen den Bischof dabei mitzuwirken. Aber bei einer evangelischen Conferenz im Februar 1655 wurde dieses Gesuch «gemeinlich ufs sonderbaren Ursachen» bedenklich gefunden. Auch bei spätern Anregungen des Geschäfts im Jahr 1657 suchte Wettstein dazu behülflich zu sein, wiewohl vergeblich.

Innere confessionelle Zerwürfnisse zogen die Aufmerksamkeit der Eidgenossen vorzugsweise auf sich und gestatteten keine unbefangene Behandlung jener wichtigen Fragen. Wegen der Streitigkeit von Utweil und Lustorf war es bis zu gegenseitiger Bewaffnung gekommen, als endlich den Bemühungen der Unparteiischen die Beilegung des Handels gelang. Mit Zweyer gerieth Wettstein bei diesem Anlasse in ziemlich lebhaften Briefwechsel, weil Zweyer vernommen hatte, Zürich schöpfe seine Prätensionen besonders aus Wettsteins Gutachten, und daher grosen Werth darauf legte, ihn für seine Meinung zu gewinnen.

Auf höchst unerwartete Weise trat aber bald ein Ereigniß ein, welches das Fortspinnen des Fadens dieser confessionellen Streitigkeiten auf lange Zeit hinaus unterbrechen zu sollen schien, indem es Fragen weit verschiedener Art zur lebendigsten Verhandlung brachte, nämlich der grofse Volksaufstand von 1653.

Nicht die ersten Regungen neuer Freiheitsbegriffe, die letzten Kämpfe der alten zeigt uns dieses Ereigniß. Seit zwei Jahrhunderten waren in den Ansichten über öffentliche Rechtszustände, so wie insbesondere in den Verhältnissen der schweizerischen Unterthanen bedeutende Veränderungen vorgegangen. Der frühere trauliche Verkehr zwischen Bürgern und Landleuten, zwischen Regierungen und Unterthanen war längst verschwunden. Der zufällig zusammen erworbenen herrschaftlichen Rechtsame hatte sich der Gedanke einer Staatsgewalt, deren Repräsentanten die Obrigkeiten der souveränen Orte waren, zu bemächtigen und sie von oben herab zu regeln und zu beherrschen gesucht. Wo so vieles in den Verhältnissen der Gesellschaft überhaupt sich anders gestaltet hatte, da hatte auch das Recht nicht unverändert bleiben können. Aber es hatte an einem Organe gefehlt, wodurch die nöthigen Änderungen auch in den Überzeugungen des Volks als nothwendig konnten nachgewiesen werden; in Bezug auf äußere Verhältnisse hatten Bern und Zürich nach dem Kappelerkrieg ohne Genehmigung der Unterthanen keine wichtige Verfügung zu treffen versprochen; aber im 17. Jahrhundert wurde dieser Grundsatz nicht mehr beobachtet, und in Bezug auf innere Fragen, auf Steuern und Verordnungen fehlte eine solche Vorschrift ganz, vielmehr erstarben mehr und mehr die alten auf Öffentlichkeit und Volksantheilnahme gegründeten Institute. Statt vor der Fassung von Beschlüssen das Volk von deren Nothwendigkeit zu überzeugen, begnügte man sich allfallsige Unzufriedenheit durch Entwicklung der Gründe zu beschwichtigen, was denn freilich hin und wieder, z. B. im Rappenkrieg durch Andreas Ryff, in der trefflichsten und wohlwollendsten Weise geschah.

So hatte sich im Verlaufe der Zeit das Gefühl im Volke befestigt, es werde ihm sein gutes altes Recht verkümmert. Verfügungen über Münzwesen, Verordnungen finanzieller und polizeilicher Art, so wie die Härte einiger Landvögte, konnten daher um so leichter eine allgemeine Gährung verursachen, welche durch verschiedene Umstände zum Ausbruche kam.

Aber dieser ursprünglich durch edlere Motive veranlaßten, mit einer gewissen Würde, mit Achtung vor Gesetzlichkeit, ja mit einer religiösen Weihe auftretenden Bewegung, bemächtigten sich bald gemeinere Leidenschaften und zerstörende Elemente, welche alle Versuche gütlicher Beilegung vereitelten und zum gewaltsamen Entscheid führten. Ist es daher wohl unrichtig, wenn behauptet wird, daß auf Seite der Unterthanen allerdings ein wahres und richtiges Gefühl von der eingetretenen Verschlimmerung ihres Zustandes, daß aber kein klarer Gedanke über einzuleitende Verbesserung vorhanden war? Doch es handelt sich hier hauptsächlich um Wettsteins Handlungsweise bei diesem Aufstande. Bei der Tagsatzung, die sich am 18. März in Baden versammelte, erschien Wettstein mit vollkommener Gewalt neben andern Orten Alles zu thun, was zu Erhaltung friedlichen Ruhwesens dienlich; hier wurde, da die Unruhe im Luzernischen gestillt schien, den dortigen Vermittlern der Dank ausgesprochen, ein Warnungsmandat erlassen und ein Defensionswerk verabredet, nach welchem im Falle neuer Unruhen Zürich, Schaffhausen und Basel die Städte Lenzburg, Brugg und Aarau besetzen sollten. Aber bald verbreitete sich die Unruhe immer weiter, sie ergriff auch den Kanton Basel. Die Beschwerden betrafen hier das Soldatengeld, eine Luxusabgabe von Hochzeiten, den hohen Salzpreis, die Härte einiger Landvögte. Am 25. März erschien Wettstein an der Spitze einer Abordnung in Liestal; er wies auf den ernsten Entschluß der eidgenössischen Orte hin, er ermahnte und beschwichtigte und erhielt ziemlich beruhigende Erklärungen. Vielleicht hätte er wie Andreas Ryff durch sein Ansehen der Unruhe Einhalt gethan, wenn nicht äußere Anreizung und ein neuer Vorfall hinzugekommen wären. Auf Berns Mahnung nämlich zogen am 26. März 400 Mann von Basel mit 100 Mülthausern nach Aarau, wurden aber in Folge des Ausbleibens der Zürcher und Schaffhauser durch den von allen Seiten zusammenströmenden Landsturm zum Abzuge mitten durch die Reihen der Bauern hindurch genöthigt. Bei der durch diesen Zug gesteigerten Gährung wurden die Anreizungen und Dro-

hungen aus andern Kantonen immer heftiger, und immer bedenklicher der Gang der Bewegung im Kanton Basel. Am 9. April erschienen Abgeordnete der Unzufriedenen vor Rath; Wettstein, an der Spitze einer Commission, leitete die Verhandlungen mit denselben; voraus wurde die Frage gestellt: «ob sie nicht der Obrigkeit ohne einiges Geding wollten pariren und in allen Sachen sich willig erzeigen?» Nachdem diese Frage von den Gemeinden bejaht worden, wurden am 16. April die Soldatengelder erlassen, der Salzpreis vermässigt, andere Begehren an die Berathung der Deputirten gewiesen, mit der Versicherung, «dass U. G. Herren an den Neuerungen keins Gefallens tragen, sondern sie beim alten Herkommen und der Landesordnung verbleiben zu lassen gesinnet.» Dabei wurden die Untertlianen an ihren Eid erinnert und vor fremden Aufwieglern, sonderlich Entlibuchern und Oltenern, gewarnt. Aber schon war die Bewegung anarchisch geworden, schon bezeichneten grobe Excesse ihren Fortgang. Besetzung von Liestal zum Schutze der Ruhigen, der Rückzug dieser Mannschaft, die Bedrohung des treugebliebenen Amts Mönchenstein, die Landsgemeinde bei Liestal, die Theilnahme an den Verhandlungen von Sumiswald und Hutwyl folgten schnell auf einander. Da erhielt am 26. April eine auferordentliche Commission unter Wettsteins Vorsitz die Vollmacht, für das Wohl der Stadt und des gemeinen Wesens zu sorgen, minder Wichtiges selbst zu erledigen, Wichtiges den XIII. oder dem Rathe vorzutragen. Zweierlei erstrebte diese Commission, sich der Stadt zu versichern und das Land wieder zu beruhigen; für Beides stand Wettstein mit seiner Person ein. Er erwähnte die Zünfte, zeigte wie durch die Kriegszeiten große Kosten erwachsen seyen, wie das Einkommen durch Ausbleiben der Naturalgefälle aus der Nachbarschaft gelitten, wie daher der Rath gedrungen worden auf das noch übrige Einkommen zu Stadt und Land genau Acht zu geben und zu Unterhalt der Garnison etwas Beihilf zu begehren; er erinnerte, wie sonderlich die Landschaft sich gutwillig dazu anerbieten, und den Unterhalt für 50 Soldaten unter sich zerlegt, und etliche Jahr über

continuirt habe. In Folge der Entlibucher Unruhen aber seyen nun die Unterthanen schwierig geworden, und obwohl ihnen von Obrigkeit wegen in ihren Bitten willfahrt worden sey, und man ihnen den besten Willen bezeigt habe, so habe sich doch bald herausgestellt, dafs es ihnen nicht um die vorgeschützten Beschwerden, sondern darum zu thun sey, wie sie die Obrigkeiten allseits so weit einthun und binden möchten, dafs Alles in ihrer Gewalt und Disposition stehe, gestalten sie sich hiezu durch verbottene und hochstreffliche Eidtspflicht durch ihre Ausschüfs gegen einander verbindlich gemacht haben. Dieses aber sey dem obrigkeitlichen Stand und gemeinen Wesen höchst präjudicirlich, und es liege demselben ob, wenn gütliche Mittel nichts mehr nützen, durch alle erdenkliche Mittel das obrigkeitliche Ansehen, Recht und Herkommen zu schützen und zu manutuniren. De Auf allen Zünften gaben die Bürger die besten Zusicherungen.

Andererseits Unterhandlungen mit den Unterthanen: aber diese in steigendem Trotze weigerten sich in Basel zu unterhandeln, sie verwarfen die Vermittlung von Zürich und Schaffhausen. Nochmals begab sich Wettstein am 24. Mai nach Liestal, wo über die vier Begehren der Bauern, Freigebung des Salzhandels, Erlafs der Stocklöse, der 2 Gulden von Hochzeiten und Ermäfsigung des Umgelds, unterhandelt wurde. Es konnte eine Verständigung erzielt werden, nur von dem Hutwyler Bund erklärten die Bauern nicht lassen zu können. Der Rath genehmigte am 24. die gemachten Zugeständnisse, und insbesondere wurde zugesagt, dafs die Unterthanen das Salz um den gleichen Preis wie die Bürger haben sollten. Nur der Hutwyler Bund wurde nicht gutgeheifsen, vielmehr die Unterthanen an ihren rechtmässigen Huldigungseid erinnert, jedoch versprochen, sie gegen ihren Willen nicht gegen die benachbarten Eidgenossen zu gebrauchen. Eine nach den Gemeinden gesandte Deputation brachte nun beruhigende Nachrichten zurück; damit Ausnahme des Hutwyler Bundes schien man einverstanden zu seyn. Da rückte am 31. Mai General Werdmüller ins Feld,

Zürich erliess an Basel die Mahnung zum bundesmässigen Beistand, aber auch die Bauern erliessen ihre Mahnbriefe. Wettstein war bisher in Vermittlung der Anstände unermüdet gewesen. Nun aber erklärte in einem von Wettstein's Hand entworfenen Mandat der Rath am 4. Juni, er sey entschlossen zur Erfüllung der Bundespflicht, und warnte unter schwerer Drohung vor fernern Unordnungen und insbesondere vor Versuchen zur Hinderung des Durchmarsches. Im Falle der Ruhe versprach er bei dem bereits Abgehandelten und noch ferner zu Vergleichenden verbleiben zu wollen.

Als dieses Mandat erschien, war es schon damit zu spät; am 1. Juni war eine Schaar aus dem Kanton Basel gegen Werdmüller aufgebrochen, am 3. hatten Schultheiss und Rath von Liestal die Obrigkeit vor jeder Entsendung von Truppen gewarnt. An demselben Tage fand das Treffen bei Wohlen schwyl statt, am 4. wurde bei Mellingen ein Friedensvertrag geschlossen. Auch im Kanton Basel hörte nun jede Wider setzlichkeit auf, die Unterthanen erklärten ihre Unterwerfung, das Land wurde ohne Widerstand besetzt, die Anführer gefänglich nach Basel gebracht und die Gemeinden entwaffnet. Bekanntlich liess nun der Rath grosse Strenge walten, sieben Hinrichtungen wurden vollzogen und Viele an Gut, Freiheit und Ehren bestraft. Auf Wettsteins Antrag beschlofs der Rath Entwaffnung von Liestal, Abführung der dortigen kleinen Geschützstücke, Wegschaffung der Fallbrücke und der Schutzgatter und Einrichtung einer festen Brücke, und auch die später erfolgte Entziehung von Stadtsiegel, Freiheiten und Ehrenrechten mag wohl nicht ohne seine Mitwirkung erfolgt seyn. Ja noch bis zum November 1655 hatte Wettstein sich nicht zur Zurückgabe der den Unterthanen abgenommenen Waffen verstehen wollen.

Welcher Contrast zwischen dieser Strenge und der frühern Nachgiebigkeit! Doch es war nicht blofs Uebermuth des Siegers. Ein hoher Begriff von der Würde des von Gott eingesetzten obrigkeitlichen Amtes tritt auch bei den frühern vermittelnden Verhandlungen unverkennbar hervor, und die beharr-

lichen Hintansetzung dieses obrigkeitlichen Ansehens erschien um so strafwürdiger, je mehr man billige Nachgiebigkeit gezeigt zu haben glaubte. Und wie schien sich, dieser Nachgiebigkeit gegenüber, die Strenge, welche Zürich schon vor 7 Jahren gezeigt hatte, nun im Erfolge zu bewähren? Es war ein trauriges Verhängniß, daß wie bei den Unterthanen das Bewußtseyn der alten Freiheiten in anarchische Stürmerei, so bei den Regierungen das Gefühl obrigkeitlicher Würde in Niedertreten und kundlichen Rechts umschlagen mußte.

Aber unter den vortheilhaftesten Umständen die Katholiken und Evangelische hatten sich bei diesem Ereignisse auf beiden Seiten zusammengefunden, der politische hatte den confessionellen Zwiespalt verdrängt. Der Augenblick schien nun geeignet, die alten Bünde zu erneuern und zeitgemäß zu vervollständigen. Welchen Antheil Wettstein an diesen Verhandlungen genommen, ist jedoch unbekannt. Schon hatte neben Zürich und Bern sich auch Luzern dem Vorhaben günstig erklärt, als plötzlich die Erneuerung des borromäischen Bundes so wie auch des Bundes der 7 katholischen Orte mit dem Bischof von Basel das Mißtrauen der Evangelischen wieder anfachte und wohl auch unter den Katholischen den alten Eifer wieder schürte. In Zürich wollte man wissen, diese Bundeserneuerung sey in Luzern nicht ohne Widerspruch vieler, welche vielmehr Beförderung der eidgenössischen Bundeserneuerung wünschten, beschlossen worden, der Nuntius und Oberst Zwyer hätten dieselbe durchgesetzt.

Ein neuer Vorfall fachte die Gluth zur hellen Flamme an. Einige Familien in Arth waren in den Verdacht der Ketzerei gerathen, und 22 Personen aus denselben entflohen im September 1655 nach Zürich. Diese wurden von Schwyz ausgeschrieben, von Zürich in Schutz genommen. Schwyz verlangte Auslieferung der Entflohenen, Zürich Verabfolgung ihres Guts und Schonung der Zurückgebliebenen. Zürich schlug das eidgenössische Recht vor, Schwyz verweigerte es, in Berufung auf seine Souveränität. In Zürich wachte der alte Groll über

Bedrückungen der Evangelischen im Thurgau und Rheinthale wieder auf, der Augenblick schien gekommen, göttlich oder mit Gewalt gleiches Recht für sie zu erlangen. Immer höher stieg die Erbitterung, das durch eine Gesandtschaft der evangelischen Orte in Schwyz gestellte Begehren um Gestattung freien Zugs wurde abgeschlagen, beide Theile sahen sich nach fremder Hilfe um. Auf Veranlassung des französischen Gesandten de la Borde wurde im November eine Tagsatzung ausgeschrieben, in welcher derselbe dringend zur Eintracht mahnte. Aber unter den ungünstigsten Anzeichen wurde diese Tagsatzung eröffnet, beide Theile waffneten und schanzten: die Evangelischen waren erbittert durch jüngst vollzogene Hinrichtungen in Schwyz, die Katholiken misstrauisch durch Anzeigen, als beabsichtige Zürich einen Überfall des Schlosses von Baden. Auch Wettstein erschien auf diesem Tage. Zwar seiner Ansicht nach war der freie Zug, wenn auch nicht in den Bünden geschrieben, so doch mit den Bünden hergebracht, war Schwyz nicht befugt, der Stadt Zürich das eidgenössische Recht zu verweigern, war die Erneuerung des borromäischen Bundes eine Hintansetzung der alten Bünde. Aber zwei Fragen besonders legte er den katholischen Orten ans Herz: «ob Schwyz nicht zu tadeln sey, daß es ohnerwartet den bereits ausgeschriebenen und von ihm angenommenen Tagsatzung durch Hinrichtung der Gefangenen die Materie alterirt?» und was übriger katholischen Orten Meinung sey über deren von Schwyz Erklärung, daß welcher von der katholischen Religion zu der evangelischen trete, maledizisch sey?» In der That, über den Buchstaben des Bundes, über das nackte Recht konnte man streiten; aber welches Bundesverhältniß kann wohl bestehen, wenn die einen das als todeswürdiges Verbrechen erklären, was den andern beseligende Heilswahrheit ist? Es wird von einem Gesandten des Königs von England, der bei Ludwig XIV. für die verfolgten Hugenotten fürsprechen sollte, erzählt, er habe auf Ludwigs barsche Einwendung, was wohl sein Herr dazu sagen würde, wenn er die Freilassung der im Tower enthaltenen Gefangenen begehren

wollte, ganz gelassen erwiedert: Mein Herr würde sie freigeben, sobald eure Majestät sie als ihre Brüder herausverlangten. Der stolze König schwieg. Und ebenso bemerkten auch nach genommener Bedenkzeit die katholischen Stände auf obige Fragen, sie seyen über dergleichen ungewohnte Fragen nicht instruiert, wohl aber sollten sie die von Schwyz bei ihren Judicatur schirmen helfen.

Doch hatte schon Wettstein Aussicht, daß die katholischen Orte, wenn nur die Principienfrage vom freien Zuge bei Seite gelassen würde, es bei Schwyz dahin zu bringen suchen würden, daß den entflohenen Arthnern ihr Gut, den noch Verhafteten ihre Freiheit wieder gegeben würde: aber gegen diesen Ausweg protestirten die Gesandten von Zürich und verlangten, daß man «fermo» beim freien Zug halte; Wettstein erklärte, das sey ihm eben so viel, als wenn man ihn hätte, die Mittel zum Ausbruch des Kriegs zu befördern, dazu habe er keinen Befehl; die Länder werden sich eher in Stücke zerhauen lassen, als den freien Zug gestatten, oder detswegen ins Recht treten.

Es war also nichts zu erreichen: im Vertrauen auf die Heilkraft der Zeit vertagte man sich vom 8. auf den 28. December. Aber die evangelischen Vororte, namentlich Zürich, waren nicht zu bewegen, das Versprechen des Stillstandes der Waffen in den Abschied aufnehmen zu lassen; «ich habe denen, berichtet Wettstein, zu allen Theilen remonstrirt, daß der Krieg «eine Extremität seye, dadurch unsers Vaterlandes Ruh und «etlich 100,000 Seelen Wohlstand uff die Spitze gesetzt werd, «daß das Schwyzer Geschefft nicht Ursach genug zum Krieg «sey; es werde nicht Alles damit ausgerichtet seyn, wenn «sie ihnen schon einen Streich ebenhielten, sintemahlen sie «mit den größten Potentaten Europas verbündet, sie sollen «an vorige Zeiten denken u. s. w. Es hat aber bei ihnen ge- «heissen: surdo fabulam, und habe ich Alles nach ihrem Wil- «den ändern müssen; Gott geb, daß grofs Glück dabei sey.»

Die Zeit heilte nicht, immer mehr stieg die Erbitterung. Nicht nur um die Arthner handelte es sich in Zürich; jener

ungleiche, jener demüthigende Landfrieden von 1531 lag ihnen zentnerschwer auf dem Herzen; hiefs es doch bei den Katholiken, im Wasserthurm zu Luzern liege ein Brief, in welchem die Zürcher bekennen, daß sie einen faulen falschen Glauben haben. Was durch das Schwert verloren worden, hoffte man durch das Schwert wieder zu erringen. Die Zürcher Geistlichkeit schürte das Feuer; sie verlangte auch von der Baslerischen: *nec tantum precibus nobiscum in Cyclopa istos pugnetis, sed Vestros etiam ad pia Domini bella, siquidem res eo deveniat, animetis*, und als die Basler sich gegen den Krieg erklärten, entspann sich ein sehr unfreundlicher Briefwechsel.

Noch wurde in der Zwischenzeit zu vermitteln gesucht, Gesandte von Luzern und Unterwalden kamen nach Bern, Zweyer nach Basel. Diesem Manne scheint es mit dem Frieden Ernst gewesen zu seyn; schon am 29. October hatte er an Wettstein geschrieben: «ich verhalte mich wie einer, der an einer Brunst ist, bitte der Herr helfe mir löschen, der Religionseifer theils Leuten zu Zürich extendirt sich gar zu weit; halte, es werde bei theils Leuten nit gar recht seyn, daß ich da herunder reite, wollten aber, könnte der Zeit noch weiter reiten.» Aber die Reformirten mißtrauten ihm, sie glaubten, er suche bloß Zürich zu isoliren; Pfarrer Hummel von Bern schrieb an Professor Wettstein: *Zweyer est Zwey Er, novit ut dividat, se insinuare*. Schon wurde auch Wettstein wegen seiner Verbindung mit Zweyer den eifrigsten Protestanten verdächtig: Zweyer, hiefs es, wisse von Basel her zu viel geheime Sachen von den Reformirten, es sey zu errathen, von wem?

Auch bei der Tagleistung im December blieben beide Theile auf ihrem Satze, und nachdem Schwyz die Tagsatzung verlassen, erklärte Zürich den Krieg, besetzte Rheinau, Klingnau, Kaiserstuhl, nahm das Thurgau in Huldigung und rückte mit seiner Hauptmacht gegen Rapperschwyl, welches von Schwyzern und Spaniern tapfer vertheidigt und behauptet wurde. Langsamer rückten die Berner ins Feld und ließen sich bei Villmergen überfallen und schlagen.

Von allen Seiten keilte man nun zur Vermittlung herbei, die unparteiischen Orte, die Gesandten von Frankreich, Savoyen, England und Holland, so wie auch der große Churfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Die wegen des eidgenössischen Rechts erhobenen Schwierigkeiten wurden umgangen, ein Waffenstillstand auf sechs Tage geschlossen, und am 13. die Friedensverhandlungen in Baden eröffnet. Von den Städten Zürich und Bern wurde Wettstein als Friedensvermittler angesprochen. Die Darstellung mühevoller Friedensverhandlungen hat nicht den Reiz wie diejenige kriegerischer Thaten oder parlamentarischer Parteikämpfe. Dessen ungeachtet muß sich versuchen, ein Bild von Wettsteins Thätigkeit bei diesen Verhandlungen zu geben. Wettstein führte sowohl bei diesen Friedens- als bei den darauf folgenden schiedsrichterlichen Verhandlungen als Gesandter von Basel das Directorium, und war durch Einsicht und unermüdliche Thätigkeit die Seele derselben; ihm standen zur Seite der Bürgermeister Meyer von Freiburg, der Stadtschreiber Hafner von Solothurn und der Landammann Reichenstein aus dem äußern Rhoden von Appenzell. Die Lage war für die beiden Städte nicht günstig: Zürichs Plan, im harten Winter noch vor Ankunft der Spanier rasch einen Hauptschlag zu führen, war gescheitert, Bern ward durch den Schlag von Villmergen, wenn auch nicht gebrochen, so doch erschüttert, und überdies von Savoyen bedroht, Frankreich neigte sich zu den Katholiken, England und Holland waren für wirksame Hilfe zu entfernt. Dessen ungeachtet stellten Zürich und Bern ihre Friedensbedingungen als Sieger: Abschaffung der besondern Bündnisse, freier Zug, Abhilfe der Beschwerden in den gemeinen Vogteien, unbedingte Anerkennung des eidgenössischen Rechts, Bezahlung der Kriegskosten durch Schwyz, und anderes mehr: zwölf Punkte, seit Jahren bestritten, Stoff zu noch jahrelangem Streite. Wettstein hob wenige Hauptpunkte hervor, alles Andere weiterer gütlicher oder rechtlicher Verhandlung vorbehaltend: waren erst die Waffen niedergelegt, so würden sie, hoffte er, nicht so leicht

wieder ergriffen werden. Wettsteins erste Entwürfe enthielten daher bloß: Niederlegung der Waffen, Vergessen des Geschehenen, Compensation der Kosten, Garantie der Religion und Souveränität jedes Ortes, aber auch Gestattung des Rechts ohne Unterschied. Von diesen Grundlagen wurden die Evangelischen so weit zurückgedrängt, daß die Religion und Souveränität eines jeden Standes ausdrücklich von dem Rechte ausgenommen und der freie Zug in die Discretion jedes Ortes gestellt wurde. Am 19. Februar wurden mit höchster Mühe, nach neunstündigem Gefecht, so meldet Wettstein, diese beiden Punkte zu Papier gebracht, alles Übrige weiteren Verhandlungen vorbehalten. Diese Präliminarien wurden am 21. von Luzern Namens der fünf Orte, am 23. auch von Zürich, doch nur ungerne und aus Rücksicht auf die Vorstellung der Schiedsorte und der vornehmsten Potentaten ratificirt. Nicht geringere Mühe kostete nun die Entwerfung des Friedensinstrumentes selbst: die Fragen von der Amnestie, von den Kosten, vom Ersatze an unbetheiligte Dritte, von Schleifung der Feldbefestigungen und der neuen Befestigungen von Rapperschwyl, wurden aufs Lebhafteste bestritten. Die Ankunft einiger Gesandten der Länder verzögerte sich, die Städte drohten sich ebenfalls zu entfernen. Unterdessen schrieb Wettstein am 26. März, «fallen alles Tage verdrießliche Sachen von einem und andern Theile vor, daß man genug zu wehren hat und gleichsam sitzt als der Vogel auf dem Zweig!» Und später meldete er: «daß die Sachen so wunderbarlich und beschwerlich hergegangen, daß solche noch am 6. März, am Tage vor dem Abschlusse, da man vermeinte, «Alles richtig zu seyn, uffem gänzlichen Bruch gestanden!» Endlich wurde der Friede am 7. März geschlossen; er enthielt außer den beiden Präliminärpunkten eine Generalamnestie, wies die Kostenfrage, so wie die Entschädigungsforderungen Unbetheiligter und die Beschwerden der Evangelischen in den gemeinen Vogteien an das eidgenössische Recht, und übertrug auch den Entscheid über Art und Zeitpunkt der Schleifung der aufgeworfenen Befestigungen den unparteiischen Orten!

An demselben Tage schrieb Wettstein an seinen Sohn Johann Jakob: «Ob der Friede gut oder böse, kann ich nicht sagen, aber dieses wohl versichern, daß wir des Friedens mehr als des Krieges vonnöthen haben. Man muß, sonderlich ein Mann, der etwas Namhaftes durch die Gnade Gottes verrichten will, sich das gemein Geschwätz nicht irre machen lassen, sondern man soll auf Gottes Ehre und auf des Vaterlandes Ruhstand sehen. Leidet einer schon in einer guten Sache, so hat er doch Gott auf seiner Seite, dem er sich mit Leib und Seel allzeit befehlen soll.»

In der That fehlten die heftigsten Vorwürfe nicht, und die Angriffe auf Wettstein wurden so lebhaft, daß sogar der Rath von Basel sich veranlaßt fand, in Zürich Beschwerde zu führen. Stadtschreiber Hirzel suchte Wettstein in verschiedenen Schreiben zu besänftigen. «Ihr Wysheit lasse sich den böswilligen Calumnien nicht irren, denn Gottlob der Gütherzigen auch und noch mehr sind, die Gott den Herrn pittend, daß Er Ihre Arbeit wyter segnen und dieselbe in bestendiger Glückseligkeit wohl erhalten wolle.» Und später schrieb er: «Wolt Gottes, were ohne Unterschied der Religion menglichem so wol bekannt als mir des Herrn Bürgermeisters große treue, eifriger und sorgfalt für das liebe Vaterland und desselbigen beständiges Ruhwesen. Der Allerhöchste wolle ihn wyter in syner allerbesten Intention mit syner Kraft us der Höhe stercken und alle syne Verläumder zu schanden machen. Inmittelst unterlasse ich nicht, by jedem Anlaß der Wahrheit in allen Trüwen Kundschaft zu geben, und will es auch wyter nach gebühr erstatten.»

Nach geschlossenem Frieden hatte Wettstein als Vermittler die Vollziehung desselben zu überwachen, als Schiedsrichter die vor das Recht gebrachten Fragen entscheiden zu helfen. An seiner Krankheit, dem Podagra, in Riechen darniederliegend, mußte er die Eröffnung der weitem Verhandlungen bis zum 19. April verschieben.

Diese weitem Verhandlungen characterisirt Wettstein selbst mit folgenden Worten: «Beede Theile erklären sich beständig

«zu aufrichtiger Haltung des geschlossenen Friedens, wenn man aber zur Materi greift, die solchen befestigen soll, so will es, wie man sagt, weder har noch dar.» In der That war es nicht nur bei dem noch immer wachsenden Mißtrauen äußerst schwer, die Schiedsrichter zu einem Mehrheitsentscheide zu bringen, es wäre noch schwerer gewesen, einem solchen Entscheide Nachdruck zu geben. Freilich hatten sich die Schiedorte im Friedensinstrumente verpflichtet, den Ungehorsamen ohne Unterschied der Religion zum Gehorsam weisen zu helfen, aber dieses hatte doch seine Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten mehr als einer Art, und was daher in Güte nicht ausgeglichen werden konnte, das hatte alle Aussicht, ganz unerledigt zu bleiben. Daher kam es auch vor, daß Fragen, worüber die vier Sätze einstimmig sich ausgesprochen, immer wieder von Neuem bestritten und erörtert wurden.

Zur Behandlung kamen vorzugsweise drei Vorfragen: die neue Huldigung im Thurgau, die Schleifung der Schanzen, und die Frage, was vor das Recht gehöre, und drei Hauptfragen: die Kosten, die Entschädigung Unbetheiligter und die Beschwerden in den gemeinen Herrschaften. Am leichtesten noch konnte man sich über die neue Huldigung im Thurgau verständigen. Aber wegen der Schleifung der Schanzen kam es zu endlosen Streitigkeiten, sowohl über den Tag, an dem damit angefangen werden sollte, als über die Frage, wie viel von den Befestigungen von Rapperschwyl noch stehen bleiben dürfe. Nicht minder hartnäckig, als dort auf blutigem Felde, wurde hier um diese Rapperschwyl'schen Schanzen gekämpft; noch im October warnte Wettstein eindringlich, «ob es nicht besser sey, die Zeichen des vergangenen leidigen Unwesens aus den Augen und Herzen der benachbarten gänzlich hinzunehmen, als durch starke Hut und Wacht in zweifelhaften sorgfältigen Gedanken sich immer gegen einander aufzuhalten und zu conserviren.» Über den Rechtsstand war der Streit fast ebenso beharrlich: von Anfang an erklärten die Städte, daß sie den Sätzen Alles übergeben, die Katholiken aber waren hiemit nicht einverstanden, und Landammann Schorno meinte, man

werde das einmal Erörterte nicht aus den Händen und ans Recht ziehen lassen; vergebens gaben die Sätze am 13. Mai den einhelligen Entscheid, daß Zweifel, ob etwas zu dem Recht gehöre oder nicht, durch sie zu entscheiden seien; die Katholiken widersetzten sich diesem Grundsatz, und obschon sie am 31. Mai zugeben mußten, daß streitige Friedensartikel durch die Sätze zu erläutern seyen, obschon Wettstein noch am 10. Juni bat «die diesseitigen wohlgemeinten Actionen so zu verstehen, daß es allein zu ihrer Wohlfahrt, so die unsrige sei, angesehen, darumb sie auch denen mehr als etwann frömbden conciliis Platz geben wollen», so erklärte doch noch am 13. Juni Landammann Schornog sie übergeben die Sache mit gewissem Unterschied und Vorbehalt des Landfriedens, und Landammann Arnold fügte bei, sie setzen zu Recht, was der Friedensschluß mit sich bringe, so daß bis zum Ende keine unumwundene Anerkennung des eidgenössischen Rechts zu erhalten war. Eine solche Scheu und Mißtrauen bestand gegen das, was man dann wieder in amtlichen Actenstücken das eidgenössische «liebe» Recht nannte. In Bezug auf die Kriegskosten behauptete jeder Theil, der andere habe den Krieg prämeditirt, und verlangte daher von demselben Ersatz, doch findet sich keine specificirte Berechnung. Der Friedensartikel über Schadenersatz an Unbetheiligte rief so viele Ansprachen hervor, daß die Schiedsrichter im eigentlichen Sinne davon bestürmt wurden. Der wichtigste Punkt für die Schiedsrichter und die eigentliche Grundursache des Kriegs waren die Beschwerden der Evangelischen in den gemeinen Vogteien. Mit demselben verbanden die beiden Städte noch einige andere Punkte, wegen Titulatur, Verbot besonderer Bündnisse, Anstellung eines evangelischen Protokollisten bei den Tagsatzungen, Gestattung des evangelischen Gottesdienstes während derselben, Veränderung des Versammlungsortes derselben, Abstellung der gemeinen Landesbeschwerden in den Unterthanenlanden u. s. w., welche sämmtlich von den Katholiken als nicht hieher gehörig bekämpft wurden. Die Religionsbeschwerden drehten sich um

die Auslegung des Landfriedens: Die Evangelischen behaupteten, beide Religionen seien nach demselben gleich berechtigt, so daß jeder freie Wahl habe, zu welcher Kirche er sich bekennen wolle; sie beschwerten sich daher über allerlei Benachtheiligungen der Evangelischen in Besetzung von Ämtern, in hegerichtlichen Sachen, in Strafsachen, z. B. daß sogar grobe Verbrechen unbestraft bleiben, wenn nur der Verbrecher zur katholischen Kirche übertrete, daß Urtheile evangelischer Vögte durch katholische verändert oder aufgehoben würden; sie verlangten in Gemeinden, wo die Evangelischen zugewonnen, Gestattung neuer Prädicanten und Abtheilung der Kircheneinkünfte; ferner Verbot oder Beschränkung der Verkäufe in tote Hand, wozu noch eine Menge anderer Punkte kamen: wegen Bevögtigung evangelischer Kinder durch katholische Vögte, Bestimmung über die Stunden des Gottesdienstes für beide Parteien, über Gebrauch des Geläutes, über Hutabziehen bei Läutung der Glocken, über Begräbnis ungetaufter Kinder, Kreuzaufstecken auf Gräbern, Feiertage, Hochzeiten u. s. w.

Die Parteiverhandlungen über alle diese Gegenstände waren so lebhaft, daß Ermahnungen zur Mäßigung nöthig waren, und als z. B. die Gesandten von Zürich einen Artikel ihrer Confession vorlesen lassen wollten, widersetzten sich mehrere katholische Gesandte lebhaft, und Landammann Schorno verließ sogar den Saal, um die Ketzerei nicht anhören zu müssen. Im Allgemeinen bestritten die katholischen Gesandten in Berufung auf den Landfrieden die Behauptung gleicher Berechtigung beider Confessionen in den gemeinen Vogteien: sie erboten sich aus alten Rechnungen zu beweisen, daß in denselben Katholiken wegen Übertritts zu den Evangelischen gestraft worden seyen, nicht aber umgekehrt; sie behaupteten die Immunität ihrer Priester und die Unterwerfung der evangelischen Prädicanten unter die Strafjurisdiction der Vögte und Gesandten; sie verwahrten sich gegen jede Beschränkung des Rechts der Mehrheit, oder der niedern Gerichtsherrn in Fragen der Judicatur, der Ämterbesetzung und anderer Administrationssachen;

in Bezug auf Ehesachen solle es einfach bei dem Entscheide von 1632 verbleiben, «da Zürich damals nach dem günstigen fremden Wind die Segel zu richten und des stillen Lufts ihres zu innerlichem Fried und Ruhwesen selbiger und allzeit geneigten Willens sich zu bedienen gewußt.»

Auf verschiedenen Conferenzen dauerten die Verhandlungen bis zu Ende Januars 1657. Daneben liefen stetsfort Schwierigkeiten über Besieglung des Friedensinstrumentes, Beschwerden über neue Kriegsrüstungen, über mangelhafte Vollziehung des Friedens, über Verweigerung der Amnestie durch den Abt von St. Gallen.

Um das Zerfallen der Schiedsrichter zu verhüten, gab sich Wettstein alle Mühe, eine Verständigung zu bewirken.

Über die Kriegskosten schlug er vor, es könnten die Schiedsrichter in zwei Meinungen zerfallen, sich aber dahin verständigen, beide Parteien um Compensation derselben zu ersuchen.

Betreffend Particularschäden, so sollte mit wenigen Ausnahmen jede Obrigkeit die Ihrigen befriedigen. Aber den fünf Orten lag allzuviel an Erstattung der Kriegskosten, als dafs sie sich deshalb zu einem Vergleiche herbeigelassen hätten.

Wettstein schöpfte hieraus die Hoffnung, dafs durch Nachgiebigkeit der beiden Städte in der Kostenfrage um so eher Abhilfe in Bezug auf die Religionsbeschwerden zu erhalten seyn möchte. Diese Religionsverhältnisse in den gemeinen Herrschaften waren eine unerschöpfliche Quelle des Haders, zur Verstopfung derselben war schon im Jahr 1645 Theilung der gemeinen Herrschaften in Vorschlag gebracht worden, aber Zürich hatte eine Theilung nach der Zahl der Orte schon aus dem Grunde nicht zugeben können, weil dadurch der gröfsere Theil der evangelischen Thurgauer und Rheinthalen unter ausschliessliche katholische Herrschaft gerathen wäre. Andere Abhilfsmittel kamen nun zur Sprache und verschiedene Conceptionen aus Wettsteins Feder geben hierüber nähere Auskunft. Vier Wege zur Ruhe und Einigkeit erblickte Wettstein: 1. Theilung und Abtausch; 2. Sönderung der Regierung und Beherrschung der Evangelischen durch Evangelische, der Katholischen

durch Katholische! 3. Gleiche Freiheit für beide Religionen. 4. Verständigung über einen *modus vivendi*, mit dessen Handhabung nicht die Landvögte, sondern ein besonderes Gericht beauftragt würde.

Die Sätze verständigten sich zuletzt auf den Vorschlag einer *confessionellen Trennung*, und am 18. Sept. erging ein von Wettstein entworfenes Schreiben an die fünf Orte, worin unter Hinweisung auf die Beispiele von Glarus und Appenzell eine *Sönderung der Regierung ohne Nachtheil der Eigenschaft* empfohlen ward. —

Ob damit der Stein der Weisen, der Schlufsstein des *confessionellen Friedens* gefunden worden, kann dahin gestellt bleiben, die fünf Orte glaubten, eine solche doppelte Regierung würde nur doppelte Reibungen veranlassen, sie lehnten jede Einlassung in solche Vorschläge ab, und verlangten Schutz ihres rechtlichen Besitzes.

Wie hier die katholischen Orte ihre vortheilhaftere Stellung rücksichtslos behaupteten, so haben 56 Jahre später die beiden Städte ihren Sieg ohne Mäßigung benützt, und dadurch ihre Miteidgenossen zu einem gefährlichen geheimen Verträge mit Frankreich veranlaßt.

Den Schiedsrichtern blieb nun nichts übrig als in zwei entgegenstehende Sprüche zu zerfallen; diese erfolgten am 30. Januar 1657. Wettstein entschied für den Grundsatz *reciprocirlicher vollkommener und uneingeschränkter Freiheit der Religion*, und beantwortete demnach die meisten der vorgelegten Fragen im Sinne von Zürich, erklärte aber die Incompetenz für die den ganzen Bund angehenden Begehren; in die Kriegskosten verfallte er Schwyz, weil es durch Verweigerung des Rechts Anlaß zum Kriege gegeben, von den Entschädigungsansprüchen schloß er solche Drittleute aus, welche auf irgend eine Weise mit den Parteien verbündet, oder ihnen unterworfen oder beim Kriege betheiligt waren, die übrigen wies er an gütliche oder rechtliche Verhandlung. Die katholischen Sätze dagegen verfallten Zürich in die Kriegskosten und zur Ent-

schädigung Dritter, und verwiesen in Bezug auf die Religionsbeschwerden einfach auf Landfrieden und frühere Verträge.

So blieb die Sache unerledigt, der Gewinn der jahrelangen Mühe war nur, daß die Leidenschaften sich inzwischen gestillt hatten und daß die Waffen nicht wieder ergriffen wurden.

Der Hader dauerte fort, wiederholt wurde ohne Erfolg versucht, die abweichenden Sprüche zu vereinigen. Mehrmals legten die Parteien wieder die Hand ans Schwert, aber zum Gebrauch desselben kam es in diesem Jahrhundert nicht mehr. —

Nicht nur bei dieser großen Streitfrage der Zeit wurde Wettstein durch die Stellung seines Standes, auch bei vielen andern Fragen wurde er durch das Vertrauen, das man allgemein in seine Einsicht und Richtigkeit setzte, berufen, als Vermittler oder Schiedsrichter aufzutreten. Eine Aufzählung derselben würde hier zu weit führen; eine natürliche ans Herz redende Beredsamkeit, Scharfsinn und Klugheit in Auffindung von Ausgleichungsmitteln, die Kunst, ein vermeintes von Nachgiebigkeit abmahnendes Ehrgefühl (so oft nichts anders als eine Maske für starren Eigensinn), zu schonen, vor Allem aber das Ansehen seiner gerechten, milden, friedliebenden Gesinnung, waren es, welche ihn manchen schwierigen Handel glücklich beilegen halfen.

Wie entschieden, wie schneidend dagegen sehen wir ihn auftreten, wo es sich um die Ehre der Eidgenossenschaft gegen außen handelte!

Frankreich beehrte von den Kantonen Erneuerung des zu Ende gehenden Bundes, aber diese hatten manche Beschwerden wegen Nichterfüllung früherer Versprechen von Seite Frankreichs. Im Jahr 1651 hatten daher die Orte beschlossen, sich mit Frankreich in keine Separatverhandlungen einzulassen, und mit der Bundeserneuerung zuzuwarten, bis alle Stände wegen ihrer Ansprachen befriedigt seyen, auch hatten sie der

Freigrafschaft Burgund wegen Sicherung ihrer Neutralität die besten Zusicherungen gegeben. Aber der französische Gesandte de la Barde wufste zu trennen, um zu herrschen. Solothurn zuerst über harte Behandlung wegen zweideutigen Benehmens im Bauernkrieg verbittert, vergafs dieser Verpflichtung und schlofs einen besondern Bund, nach und nach folgten auch die übrigen katholischen Orte.

Wettstein suchte wenigstens die evangelischen Städte davon abzuhalten; sein im Jahr 1654 geschriebenes *Bedenken*, ob eine Eidgenossenschaft die zu Ende gelaufenen Bünde mit der Krone Frankreich erneuern soll, ist ein merkwürdiges Zeugniß seiner Gesinnung. Nach gewissenhafter Prüfung, im alleinigen Hinblick auf das gemeine Vaterland, ohne Rücksicht auf irgend einen Menschen, erklärt Wettstein diese Frage verneinen zu müssen. Mercenarische Hilfeleistung streitet wider Gewissen und Ehrbarkeit; zerrüttet das häusliche und bürgerliche Leben; untergräbt die Sitten; sie ist sowohl gottlos als unmenschlich, ja gar viehisch und unvernünftig; sie ist daher freier Völkern unwürdig und bringt uns in große Verachtung bei allen Nationen, und sonderlich auch bei den Franzosen selbst. Den Haß, in welchen wird dadurch bei ausländischen Fürsten, besonders Östreich gerathen, könnten gelegentlich Basel, Schaffhausen oder andere Grenzzorte übel zu empfinden haben, doch ist diese schier odiose Seite der Frage nur anzudeuten, nicht weiter auszuführen. Eben so ist bekannt genug, daß der bisherige Bund von Frankreich in keinem einzigen Punkte gehalten worden, es braucht nicht der Länge nach erzählt zu werden, um nicht noch um etwas schweißende Wunden wieder zu erfrischen. Überdies wie ungleich sind beide Völker in Verfassung und Sitten: die Franzosen sind leichtsinnig, unbeständig, treulos, während Redlichkeit, Tapferkeit und Treue unser Ruhm ist. Überhaupt ist bekannt, daß Schwächere, die mit Mächtigen in Bund treten, immer im Nachtheile sind; und in der That, wird wohl Frankreich um unsertwillen seine Natur ändern? Hat es nicht gegen den Bund die Zölle erhöht? die pflichtmäßige Hilfe im Bauernkrieg nicht geleistet? ja hat

nicht des Königs Gesandter den Bauern, mit denen er unter der Decke gelegen, allen Vorschub gethan? unsere frommen Altvordern hätten einen solchen Landesverräther zum Land aushetzen und ihm Ohren und Nasen schlitzen lassen, welches noch heutiges Tags sein verdienter Lohn wäre. Wenn uns aber jetzt Frankreich mehr durch Zwangsmittel und harte Prozeduren als durch Freundlichkeit zum Bunde bewegen will, so gestattet unsere Ehre um so weniger ihm zu willfahren. Gibt man aber Volk in ihren Betteldienst, so sind wir desselben nicht mehr mächtig, denn die Hauptleute lassen sich so sehr an Nasen und Narrenseil herumführen, daß sie gar nichts mehr riechen, und alles Gehorsams gegen ihre Obrigkeit vergessen. Und in welchem Zustande ist Frankreich? es ist von innern Unruhen und äußern Feinden bedroht; sollen wir uns wohl an eine baufällige Wand lehnen, um mit derselben zu Boden zu fallen? Das fremde Geld hat unter uns Factionen, Unruhen und Uneinigkeit herbeigeführt, unsere Sitten verderbt und auf verkehrte Sitten wird auch eine Veränderung des Regiments folgen. Oder bedürfen wir etwa des französischen Schutzes? Wir wären unglückselige Leute, wenn wir keinen andern Schirmherrn hätten als den Franzosen, der in unsern Nöthen um gunstwillen auch nicht ein Pferd satteln liefs. Nein! Gott sey es gedankt, unter seinem einzigen Schirm sind wir im sichern Genusse der Einigkeit und Freiheit, er hat uns mit natürlichen Bollwerken, Schanzen und Wassergräben trefflich umgeben; ja so lange er, der Allmächtige, ob uns haltet, sind wir unüberwindlich und auch ohne fremde Bundesgenossen stark genug zur Abwehr jeder äußern Gewalt! Namhafte theologische Gründe endlich können hier übergangen werden, weil heutiges Tages, losem Gebrauch nach, politische Ursachen bei Weltlichen mehr denn geistliche gelten.

Sollten aber alle diese und noch wichtigere Bedenken mit allerhand schönen, fürnemlich aber Gold- und Silberfarben durchgestrichen werden, so suche man wenigstens einigen hauptsächlichsten Nachtheilen vorzubeugen: man nehme die Pensionen nicht als Blutgeld, sondern unter ehrlichem anständigem

Titel, man schliesse den Bund auf höchstens 6 bis 8 Jahre ab, man lasse die Religionsverwandten in Frankreich desselben geniessen, man lasse sich von den Franzosen sattsame Caution geben, man verlange von ihnen einen mehrern Ehrentitel! — Läßt man auch diese fünf Stücke aufser Acht, so wird man es weder gegen eine ehrbare Welt noch gegen Gott verantworten können! Darumb ihr Eidgenossen, sehet Euch vor!

Wettsteins Stimme verhallte vergeblich. Bern war geneigt zum französischen Bunde, um die Waadt zu sichern, in Zürich gerieth Wettstein in die Klemme. Hier war die eifrig-kirchliche Partei unter Bürgermeister Waser gegen den Bund, Wettstein aber, der von ihrem Eifer genug zu leiden hatte, wollte keine gemeinsame Sache mit ihr machen und sah es nicht gerne, wenn sich Geistliche zu viel in weltliche Dinge mischten. Am 26. Juli 1656 schrieb er seinem Sohne Johann Rudolf: «Es hat «mir gestern der vornehmsten Herren von Zürich einer gesagt, «alß man von Tractation der französischen Pündtnuß geredt, «es machen ihre geistlichen Herrn ihnen in diesem passu viel «Widerwertigkeit, deme ich geantwortet, wir haben Gott zu «danken, daß dergleichen bei uns sich nicht befinde; hat er «ferner vermeldet, die ihrigen beruffen sich auf die unserigen «und benantlichen, daß Dr. Wettstein der jetzige Rector zu «Basel eben (neben Andern) ihrer Meinung seye, welches mich «sehr befremdet. Möchte also wohl fürderlichste Nachrichtung «haben wie es damit bewandt und was Du und Andere für «Motiven haben, Euch dergleichen Sachen anzenemmen und «es nicht viel mehr der weltlichen Obrigkeit zu überlassen. «Ich habe mehreres gesagt, daß zu viele schriftliche Corre- «spondenzen, sonderlich mit dergleichen Leuten sehr gefehrlich «seyen, und wurden gewislich unsere G. Herren wann ihnen «dergleichen Discursen vorkommen sollten, darob ein schlechtes «Gefallen haben.»

Die französischen Bundesverhandlungen liefen immer mehr Wettsteins Ansichten entgegen, die von ihm angerathenen Vorbehalte, die Neutralität der Freigrafschaft Burgund, und anders mehr wurde preisgegeben. Wettstein verhehlte seinen Kummer

nicht, sowohl den Conferenzen mit dem französischen Gesandten als den von diesem gegebenen Banquetten blieb er fremd, und als es 1658 zum Abschlusse kam, wurde er krank und verließ die Aarauische Conferenz, um nicht unterzeichnen zu müssen. Noch mehrere Jahre erforderte die Unterhandlung der Beibriefe; endlich im Jahr 1663 fand die Beschwörung des Bundes in Paris Statt. Natürlich war Wettstein nicht unter den Abgeordneten. —

Während aber so die Orte die Freigrafschaft Burgund, von der sie sich fortwährend das Erbeinungsgeld bezahlen ließen, Preis gaben, entstanden bald neue Streitigkeiten wegen Zöllen und Pensionen mit Frankreich. Mit welcher Bitterkeit Wettstein durch das Alles erfüllt wurde, zeigt seine Relation von der Tagsatzung im Juni 1665. So heist es: «weil sich auch ein burgundischer Abgeordneter hier befindet, der das gewöhnliche Erbeinungsgeld durch ein kurzes Schreiben anerbieten, ist für gutbefunden, ihme das Geld mit Gegencomplimenten abzunehmen, viel zu versprechen und (wie leider meist im Brauch ist) wenig zu halten.» Mit Eckel spricht er sich aus über die Verhandlungen mit dem französischen Gesandten Moulier, dessen Eingaben er «das französische Geschmir» nennt, er zürnt, daß Moulier, nachdem man lange genug gestritten, gründlichen schriftlichen Bericht zu Handen seines Königs verlangte, «daß Alles uff gut französisch fürderlichst ausgemacht und vornen wieder angefangen werde»; er spottet über den Beschlufs der Tagherren, neue Remonstrationen zu erlassen, die angebotene Pension aber anzunehmen, «welches zu Recht Teutsch ein hölzin Schüreysen mag genannt werden.»

Recht aus seiner Seele heraus oder in dieselbe hinein schrieb ihm an diese Tagsatzung sein Freund, Bürgermeister Rippel: «Im Übrigen kann ich mir leichtlich einbilden, was für ein Kurzweil es seyn müsse, mit solchen Leuten zu tractiren und umzugehen, bei denen weder treu noch glauben, weder scham noch ehr mehr zu suchen oder zu finden ist. Ja freilich, wann E. Str. E. Wht. andeuten nach diejenigen noch leben sollten, welche hiebevorn des Königs in Frankreich,

«der ihnen nicht gehalten, was er versprochen, Gesandten das
«begehrte sichere Geleit abgeschlagen und jene aufser Lands
«gebotten haben, wie würden sie einen solchen chicaneur
«empfangen haben! aber wir seind jetzund (leider!) in viel
«andere Zeiten gerathen, deren Besserung vielleicht andere,
«so noch viel jünger sind als ich, nicht erleben werden. Gott
«wölle sich unseres elendigen Zustandes erbarmen!»

Der Gott, auf den auch Wettstein seine Hoffnung setzte, ersparte ihm wenigstens den Schmerz, das noch zu erleben, was er voraus gesehen hatte. Wettstein starb, 72 Jahr alt, im April 1666. Zwei Jahre später war die Freigrafschaft Burgund, mit Hilfe schweizerischer Regimenter, eine französische Eroberung.

Ein Rückblick auf die eben geschilderte eidgenössische Thätigkeit Wettsteins, hinterläßt einen schmerzlichen Eindruck. Die Zeit, in der er lebte, vermochte weder grofse neue Gedanken ins Leben zu rufen, noch alte Formen mit kräftigem Geiste zu beleben. — In dieser Zeit hielt er *einen* Gedanken fest mit ganzer Seele, den: sein Vaterland unabhängig und geehrt von aufsen, beruhigt und versöhnt im Innern zu sehen. Aber was er gegen aufsen erstrebte, scheiterte, was er verhindern wollte, geschah. Auch im Innern war er nicht glücklicher. Seine Bemühungen zu Beilegung des Volksaufstandes in seinem Kanton waren vergeblich, und in den confessionellen Verhältnissen brachte er keine wahre Versöhnung zu Stande, sondern blofs einen äußerlichen Frieden, und auch diesen nur auf Kosten eines auch von ihm für wichtig gehaltenen Bundesgrundsatzes.

Aber durch Ernst und Treue der Gesinnung, durch Weisheit, Redlichkeit und Vaterlandsliebe stand Wettstein hoch in der Achtung seiner Zeitgenossen, steht er hoch in der Achtung der Nachwelt: denn der Erfolg ist nicht der einzige Mafsstab für Beurtheilung politischer Characteres.

Druckfehler:

Seite 28, Zeile 9 von Oben, statt gegenseitigem lies gegenwärtigem Zustandt.

Karl Friedrich Drollinger.



Academische Festrede

von

Wilhelm Wackernagel,

Dr. Prof. d. B. Rector der Universität Basel.



B a s e l.

Druck und Verlag von Felix Schneider,

1 8 4 1.

Es war am vierten des Brachmonats 1743, als mein erster Vorgänger in der deutschen Professur, Joh. Jac. Spreng, das neugeschaffene Lehramt mit einer Trauerrede und Trauerode zum Gedächtniß des ein Jahr zuvor in Basel verstorbenen Dichters Karl Friedrich Drollinger feyerlich eröffnete. Seitdem ist über die Welt, ist über Basel ein Jahrhundert dahin gegangen, und hat Großes wie Kleines verwischt und ausgelöscht und umgestaltet. Die schöne den Baslern eigenthümliche Schrift, eine Erfindung von Joh. Jac. Spreng dem Vater, Schreibmeister am Gymnasium, wird eben jetzt von den Behörden wieder aberkannt; der Markgräfische Hof, der unter Drollingers Augen erbaut und Jahre lang von ihm als Badiſchem Archivar ist bewohnt worden, findet durch uns eine Bestimmung die mit der früheren wenig mehr gemein hat; die sechzig Gedichte Drollingers, die sechs Hunderte Sprengs sind von der höher gestiegenen Flut der jüngeren Litteratur an die Seite geschwemmt worden, und liegen

versandet und vergessen da; beide Namen gehören schon seit langem nicht mehr dem lebendig vertrauten Umgang an, sondern sind, der eine für Deutschland, der andre für Basel, beinahe nur noch Eigenthum der litterarhistorischen Ueberlieferung.

Es hat sich aber, und wer möchte das tadeln? für die academische Feyerlichkeit, die alljährlich an dieser Stätte sich wiederholt, fast zur Uebung erhoben, daß aus der Geschichte der Vaterstadt, des Vaterlandes bedeutende Persönlichkeiten oder Zustände dem Enkel vor Augen geführt werden, ihm zum Vorbild und zur Ermuthigung, den Vätern zum Ruhm, der waltenden Vorsehung zum Danke. So möge denn auch mir, dem für dieses Jahr mit dem Rectorsamte die ehrende Aufgabe geworden ist die höchsten Behörden des Staates und seiner Schulen und alle die Bürger, welche durch Pflicht und Recht oder aus freyer Liebe den Schulen befreundet sind, im Namen der Universität dankend zu begrüßen: es möge mir heut eben ein solcher Blick in Basels Vergangenheit gestattet seyn, ein Blick auf das Leben und die dichterische Bedeutung jenes Karl Friedrich Drollinger.

Zwar entgeht mir nicht, und ich gestehe es gerne zu, daß diese Schilderung für mich um vieles schwieriger wird, als sie für meinen Vorgänger gewesen. Spreng hatte bei seiner Gedächtnißrede den großen Vortheil persönlicher Bekanntschaft, ja der vertrautesten Befreundung mit dem Verstorbenen; er hatte den großen Vortheil, daß auch in

dem weiten Kreise seiner Zuhörer wohl Niemand saß, der Drossinger nicht gekannt, nicht geachtet hatte, und mehr als Einer der den Verlust des geliebten Freundes gleich dem Redner mit erneutem Schmerz betrauerte. Solcher gemüthlich fruchtbaren Bezüge muß ich entbehren: mir verbleibt nur die rein objective Betrachtung. Aber ich weiß nicht ob damit der 4. November 1841 wirklich im Nachtheil stehe gegen den 4. Juny 1743. Denn offenbar können wir heute gerechter, wir können unbefangener und wahrhafter seyn: heute braucht kein Tadel aus Schonung verschwiegen zu werden; heute wird keine Freundesgunst das Lob übertreiben; heut ist der Eitelkeit des Redners kein Anlaß gegeben den Freund und Meister nur deshalb so maßlos zu rühmen, damit ein Theil des Ruhmes zurückfalle auf den Freund und Schüler; und was endlich das wichtigste ist, dem Urtheil des heutigen Tages kommt das ganze seit Drossinger verflossene Jahrhundert zu Gute: wir vermögen mit größerer Sicherheit zu erkennen, welche historische Bedeutung dieser Dichter gehabt, welchen Platz in dem Stufengange der deutschen Litteratur er eingenommen, welche Vorfahren, welche Nachfolger er in demselben besessen habe; wir können auf Grund der Ereignisse und der Erfahrungen eines Jahrhunderts den Werth der hier in Rede stehenden Rechnungssätze genauer bestimmen, und so in dem Hausbuche der Baslerischen Culturgeschichte das Blatt, welches Drossinger betrifft, einer nochmaligen Ueberrechnung unterwerfen. Das Resultat aber einer sol-

chen wird um vieles günstiger, dem heimathlichen Stolze noch um vieles erfreulicher seyn als alle lobpreisenden Ausrufungen Sprengs: denn so erst kann und wird sich ergeben, daß zu den Schriftstellern, welchen die deutsche Litteratur ihre letzte und höchste Erhebung verdankt, auch unser Drollinger, zu den Städten, welche in der litterarischen Geographie als Ausgangspuncte neuer Bewegungen und Umwälzungen zu nennen sind, auch unser Basel mit gehöre. So glaube ich für den heutigen Vortrag die Theilnahme Ihrer Vaterlandsliebe ansprechen zu dürfen, und hoffe und erbitte mir von dieser diejenige Nachsicht, deren ich, nicht gewohnt als öffentlicher Redner aufzutreten, im vollsten Maße bedarf.

Karl Friedrich Drollinger war geboren zu Durlach am 26. Christmonats 1688, Sohn eines strengen, liebevollen, zärtlich geliebten Vaters, welcher damals das Amt eines Badischen Rechnungsrathes bekleidete. Bald nachher jedoch ward derselbe zum Burgvogte in der Herrschaft Badenweiler ernannt, und so geschah es, daß unser Drollinger, nachdem Erziehung und Unterricht im elterlichen Hause vollendet waren, im Jahre 1703 nach dem freundlich benachbarten Basel herüberzog um sich an hiesiger Universität nächst weiterer Betreibung derjenigen Wissenschaften, welche der philosophischen Facultät zugewiesen sind, namentlich dem Studium der Rechte zu widmen, letzterem unter väterlicher Leitung des Professors Joh. Jac. Battier. Die bescheidene Bedächtlichkeit, welche Drollin-

ger durch sein ganzes Leben begleitete (sein Wahlspruch sey gewesen „Eile mit Bedacht!“) ließ ihn die Bewerbung um den Grad eines Licentiaten beider Rechte bis zum Jahre 1710, freylich erst seinem 22. Lebensjahre, hinausschieben; er erlangte denselben mit rühmlicher Vertheidigung einer staatsrechtlichen Dissertation de Praescriptionibus inter gentes. Mit diesem Beschluß seiner academischen Studien war jedoch sein Aufenthalt in Basel nicht beschlossen: er sollte unsrer Stadt für immer erhalten werden: darin trafen die Wünsche seiner treu anhänglichen Liebe mit dem Willen seines Landesherrn zusammen, der ihm, zuerst als bloßem Registrator, worauf aber bald die Namen höherer Rangstufen folgten, endlich der eines Hofrathes und geheimen Archivars, die Ueberwachung des Archivs und der übrigen Schätze des Baden-Durlachischen Hauses anvertraute, welche seit der Einäscherung Durlachs durch die Franzosen (1689) in dem Markgräfischen Hof zu Basel verwahrt wurden. Er pflegte dieses Amtes mit treuestem Diensteifer; getrieben und unterstützt von persönlicher Neigung für die Alterthümer der Sprache und der Kunst, insbesondrer für die Numismatik, brachte er nach und nach das Archiv, die Bibliothek, die Münzsammlung, die Kunstkammer aus dem Zustande wüster Verwirrung, in welchem sie ihm übergeben worden, zur saubersten wohlthuendsten Ordnung und Uebersichtlichkeit, und veranlaßte zuletzt noch den festen und prächtigen Neubau des Palastes, den wir noch heut als eine der schön-

sten Zierden unsrer Stadt und als nicht den unschönsten Theil unsers neuen Spitalles betrachten. Und sonst auch fand er mehrfache Gelegenheit die Liebe zum Fürsten und zum Heimathlande zu bethätigen. So bei den Ansprüchen die Baden=Durlach auf einige Aemter in Württembergischem Besitze machte; der Streit hatte schon lange Zeit unentschieden geschwebt: Drollingers staatsrechtliche und archivari-sche Gelehrsamkeit wendete ihn endlich zu Gunsten Badens.

Recht von Herzensgrunde aber war er doch der Stadt zugethan, hieng an der Stadt mit den tiefsten und zartesten Wurzeln seines Lebens fest, die seine Jugend gebildet hatte, und nun seine Mannesthätigkeit umschloß. Hier hatte er seine liebsten, zum Theil schon im Knaben- und Jünglingsalter gewonnenen Freunde, hier einen August Johann Buxtorf, Pfarrer zu St. Elisabethen, mit welchem seine poetischen Uebungen, einen Benedict Stähelin, Professor der Physik, mit welchem seine Liebhaberey für die Botanik, einen Joh. Rud. Huber, mit welchem als einem geschickten Mahler seine kenntnißvolle Neigung zu den schönen Künsten ihn noch inniger verband; und auch außerhalb dieses engeren Kreises trat dem frommen, gelehrten, emsig thätigen, überall mit Rath und That behilflichen Manne eine Liebe und Verehrung entgegen, welche ihn vergessen ließ, daß er von Geburt hier nicht zu Hause sey, welche ihm Zeugniß gab, daß er, der Fremde, dennoch in den Herzen Aller das Bürgerrecht genieße. Die Gerichtshöfe trugen

kein Bedenken ihn gelegentlich um Rathschläge und Gutachten anzugehn, und die Regierung freute sich bei etwanigen Mißhelligkeiten mit dem Badischen Hofe jedesmal in Drollinger einen eben so wohlmeinenden als geschickten Vermittler zu finden. „Mehrentheils“, sagt Spreng, „mehrentheils pflegt man in den freyen Städten, und also auch hier, die Fremden mit stolzen oder scheelen Augen anzusehen. Ganz anders ergieng es unserm Wolseligen. Kinder und Greisen, Reiche und Arme stunden vor Ihm auf. Jedermann wollte Ihn kennen, lesen und hören; Jedermann konnte auch zu diesem Glücke gelangen, und seiner Zuneigung versichert seyn, der nur Künste, Tugend und unser Vaterland liebte. Kaum hatte ein solcher Dessen edles Herz geprüft, so fand er Ihn, aus helvetischer Eigenliebe, auch würdig, ein Mitleidsgenosß und ein nicht geringer Theil Basels zu seyn. Dessen Ehre war also unsere eigene und unsers Vaterlandes Ehre.“ „Schwärzlich geht die Aferrede und Tadelsucht irgendwo mehr im Schwange, als allhier; und schwärzlich wird sich auch der Unschuldigste unter uns berühmen können, daß er von selbiger immerfort verschohnet geblieben. Gleichwol hat unser Drollinger, und vielleicht der einige Drollinger, diesen Ruhm mit Sich in das Grab genommen, daß Ihm nicht nur von seinen hiesigen Nebenbürgern die Acht- und Dreyßig Jahre hindurch, die Er unter ihnen zugebracht, nichts Ungleiches nachgeredt worden, sondern auch, daß Keiner

derselben jemals Dessen Namen anderst, als mit sonderbarer Achtung und Verehrung, angezogen. "

Deshalb mag man auch gerne glauben, was eben derselbe Redner von dem trauervollen Schrecken erzählt, der ganz Basel ergriffen habe, da am ersten Brachmonats 1742 ein plötzliches Dahinscheiden dem Leben Drollingers und seinen langjährigen Leiden am Halbkopfswehe, der schmerzlichen Frucht seines archivariischen Fleißes, ein Ende setzte. „So bald erfuhr kein Bürger diese betrübte Zeitung, daß er solche nicht in der Bestürzung Allen, die ihm vorkamen, und diese sie hinwiederum ihren Nachbarschaften kund machten. Also flog das eilige Gerüchte von Hause zu Hause, von Strasse zu Strasse, daß von selbigem, und zugleich von Leide und von Klagen, inner wenigen Stunden die ganze Stadt erfüllet war. Dergleichen Exempel, wenn wir solche Fürsten und gekrönte Häubter nur ausnemen, deren Stand und Fall uns sehr nahe gehen muß, versichert in Basel noch von keinem Fremden jemals erhöret worden. "

So ward ihm sein längst gehegter, oft geäußelter Wunsch erfüllt: er fand die letzte Ruhestätte in seinem theuren Basel; „ein ganzes Volk,“ heißt es bei Spreng, begleitete die Leiche, die Leiche seines „getreuen Rathes und Bürgers“; Brüder und Brudersöhne (Weib und Kind hinterließ er nicht) setzten ihm einen Denkstein; und ein Jahr nach dem Begräbnistage erneuerte die Antrittsrede des ersten öffentlichen Professors der deutschen Beredsamkeit

samkeit und Poesie das trauernde Gedächtniß des Freundes und Lehrers, des Begründers der deutschen Gesellschaft in Basel, „des helvetischen Dpiz.“

Diese Seite Drollingers, sein litterarisches Leben und Streben, ist uns jezo noch übrig insbesondrer zu schildern. Um ihn jedoch von dieser Seite, ihn inmitten seiner Zeitgenossen, recht ins Auge fassen und beurtheilen zu können, müssen wir uns fürs erste auf einen weiter zurückgelegenen Standpunct begeben, und von da aus nach und nach wieder heranzutreten suchen.

Bekanntlich ist der sogenannte Vater der deutschen, d. h. der neueren deutschen Poesie Martin Dpiz, ein Schlesier. In der That bezeichnet auch sein Name und bildet seine Zeit, das zweite Viertel des siebenzehnten Jahrhunderts, eine Hauptepoche der deutschen Litteraturgeschichte: denn in ihr ward zu dem stolzen Gebäude, dessen Aufführung unsre Väter mit angeschaut haben, der erste Grund gelegt. Das sechzehnte Jahrhundert hatte wohl die Sprache festgestellt, aber nicht die Litteratur: dazu war diese Sprache noch zu jung, die barbarische Verwirrung des abtretenden Mittelalters noch zu nah, der Einfluß der neugewonnenen Lateingelehrsamkeit noch zu wenig in die gebührenden Schranken zurückgewiesen, noch zu schroff der Zwiespalt zwischen der Poesie der Gelehrten und der Poesie des Volkes. Dpiz war es, der in Gemeinschaft theilweis noch begabterer Freunde zuerst in dieses Chaos Maß und Ordnung brachte, und die gährenden

Elemente hier sonderete, dort verknüpfte. Maß und Ordnung, das war sein großes, aber auch sein einziges Verdienst: er wußte der Aufgabe, die der neuen Litteratur gestellt war, nur noch von Seiten der Form beizukommen; wie denn auch das hervortretendste Ergebniß seiner Thätigkeit eine Umwälzung der Metrik war, diejenige Art der Verskunst, welche noch heute gilt. In die Tiefen aber des Inhaltes, des Stoffes, der Gesinnung griff er nicht. Arm an eigener Kraft und Fülle, wie er war, bedurfte er einer Anlehnung für die neugeschaffene Kunst; er suchte sie nicht in dem Volke der Heimath: denn diesem war er als Gelehrter entfremdet; er suchte sie im Auslande, in der antiken Litteratur, in der französischen, in der niederländischen. Daher die Pedanterey welche auch an den empfindensten Liedern der besten Dichter jener Zeit wie ein böser Mehlthau hängt, und selbst ihrem religiös-sittlichen Ernste gewöhnlich etwas Schiefes giebt; daher die Nüchternheit, welche die Empfindung überhaupt selten aufkommen läßt, und sich lieber begnügt mit kühlen Reflexionen. Und dennoch konnte diese Poesie die des Volkes ausdrücken; dennoch ward der Gegensatz, der zwischen Gelehrsamkeit und Volksmäßigkeit bis dahin bestanden hatte, nunmehr so gelöst, daß der lebendige Gesang des Volkes, der alles besaß was zum Dichten erforderlich ist, nur seine Form, bis nah ans Verschwinden zurückgedrängt wurde, und an seine Stelle als einzig anerkannte Herrinn die Poesie der Schreibenden und Lesenden trat. Aber diese

hatte das Uebergewicht formeller Ausbildung. Ein historischer Wink, für jeden welcher meint, die Form sey Nebensache und wolle eben nicht viel bedeuten.

So besaß nun Deutschland eine Poesie worin der religiöse Sittenernst der Reformationszeit, die Eleganz der Franzosen, die Sauberkeit der Niederländer und die rhetorische Kunst des griechisch-römischen Alterthums eine seltne Verbindung feyerten. Indessen waren all diese Eigenschaften doch mehr nur Aeußerlichkeiten oder Negativitäten, und bald mußte sich ein Verlangen regen nach Ausfüllung derselben, nach sinnlicher Belebung, nach positiver Anschaulichkeit. Ein richtiges, natürliches, nothwendiges Verlangen: aber auch dabei wiederum griff man fehl, und verlor sich, indem man die künstlerischen Mängel der Opizischen Dichterschule beseitigen wollte, auf die bejammerenswertheste Art gleich weit von Kunst und Sitte. Das Schellengeklengel abenteuerlicher Worte und Reime, womit die sogenannten Pognißschäfer den Glanz und Klang der Natur in die Poesie überzutragen suchten, war noch die geringste Verirrung: Andre, an ihrer Spitze Hofmann von Hofmannswaldau, wälzten sich ohne Ekel zu empfinden und ohne Ekel zu erregen in allem Wuste der Fleischlichkeit, weil sie in ihr die vermiste Sinnlichkeit zu finden glaubten; Wollust und Grausamkeit, die gern mit einander gehn, herrschten im Roman und auf der Schaubühne: Neronische Charactere wurden da mit Vorliebe behandelt, in einem Stile der seinen Ursprung theils aus den Tra-

gödien Senecas, theils aus den üppigen Liedern und Schäferspielen der Italiäner genommen hatte. Der Ernst, die sprachliche und sittliche Reinheit Opizens und seiner Genossen waren dahin; nur die Pedanterie, der alte Erbfehler der gelehrten Deutschen, blieb bestehen, so unvereinbar auch grade sie mit allem Uebrigen scheinen möchte.

Dieser schmähhche Umsturz erklärt sich, sobald man beachtet, zu welcher Zeit er sich ereignete. Er begann mit Beendigung des dreißigjährigen Krieges. So lange der Krieg noch währte, blieben die üblen Wirkungen mehr auf der Oberfläche: den inneren Lebenskern des Volkes erreichten sie kaum: Den hatten jetzt noch edlere Leidenschaften inne, religiöse Begeisterung, Vaterlandsliebe, Fremdenhaß, männliche Kriegslust. Deshalb war die Zeit des Krieges zugleich auch die Blütezeit der Opizischen Schule, und deren Hauptstätten lagen grade in denjenigen Ländern, die von Mord und Brand am schwersten heimgesucht wurden, in den nordöstlichen Provinzen Deutschlands. Als aber der Friede kam und mit dem Frieden die Demüthigung und Zersplitterung des Reiches, da erst kam auch die moralische Entnervung, und die fremden Heere aller Himmelsgegenden ließen auf dem verödeten Schauplaze ihrer Beutelust die Seuche jeglicher Verworfenheit zurück.

Indessen jeder Rausch nimmt zuletzt ein Ende, und auf den Taumel folgt die Ernüchterung, anfänglich zwar kein Gefühl der angenehmsten Art. So stellte sich mit

Ablauf des Jahrhunderts auch in der deutschen Litteratur die ekle Abspannung ein, bei aller Vielschreiberey eine matte gemüthlose gefinnungslose Verdroffenheit, und es gab, wie unter ähnlichen Umständen heut zu Tage, auch damals schon eine blasirte Salonslitteratur und der deutsch-landsmüden und europamüden Schriftsteller genug. Es konnte nicht fehlen, die deutsche Litteratur hätte an und in sich selbst ersterben, das unterwühlte Fundament des Opizischen Zeitalters wiederum brechen und sinken müssen, wenn nicht Gott, sichtlich einschreitend, sich erbarmt und mitten in dem wüfsten Glende Quellen der Rettung geöffnet hätte. Aber Er erweckte, nachdem die Theologie des siebenzehnten Jahrhunderts zu dogmatisch und polemisch, eben auch zu formell gewesen war um lebendig ins Leben einzugreifen, in Spener und dem Pietismus die practischere Glaubensinnigkeit; er stellte ihr, als Ferment neuer Läuterung und Belebung auch des wissenschaftlichen Geistes, in Leibniz und Wolff die Philosophie zur Seite. Der Philosophie und dem Pietismus, dem Trieb und Anstoß ihres langsamen, mannigfach erschwerten, aber um so tieferen Wirkens, schuldet unsre Litteratur die Wiederherstellung dessen, was schon Opiz inne gehabt, und die Hinzuerwerbung derjenigen Güter, die ihm noch gefehlt hatten: ihnen den erneuerten Ernst in Sitte und Religion, und nun endlich zu der Form auch den Inhalt und das Wesen.

Die ersten entscheidenden Merkmale des neuen Umschwunges zeigten sich, während noch Günther,

der verlorene Sohn eines harten Vaters, wie ein schöner Morgenstern vom Himmel herabsinken mußte um seine und seines Zeitalters Sünden zu büßen: die ersten Merkmale des Aufschwunges zeigten sich unmittelbar nach einander an zwey Punkten, die, gleich Polen entgegengesetzt, der eine nördlich, der andere südlich, am äußersten Rande des deutschen Sprachgebietes liegen, zuerst in Hamburg, dann in der Schweiz; in Hamburg, wo die übeln Angewohnungen einer schon länger dauernden litterarischen Thätigkeit hemmend in den Weg traten, mit geringerem Gewicht: mit stärkerem, nachdrücklicherem in der Schweiz, die seit der Reformationszeit beinahe gänzlich gefehert hatte, und deshalb nun mit gleichsam ausgeruhten Kräften ans Werk gieng. An beiden Orten war die Bewegung, so erheischten es die Umstände, zugleich practisch und theoretisch: an beiden Orten Poesie in neuem Sinne, neuem Geiste, und neben den Schöpfungen der Kunst zugleich auch die Kritik: aber der südliche Dichter überflügelte den nördlichen, und während die Kritik des Nordens sich noch begnügte mit Epigrammenpolemik, machte die des Südens zu ihrem Zwecke schon die Herstellung einer positiven Kunstlehre. Die Hamburgischen Namen sind Brockes und Wernike: Wernike, der zuerst entschieden, scharf, ohne Scheu dem Unwesen der Poesie mit Epigrammen verneinend entgegentrat; Brockes ein beschreibender Dichter von maßloser Fruchtbarkeit, mit seiner teleologischen Auffassung der Natur, seiner pedantischen Pünctlichkeit in der Registrierung aller

Einzelheiten zwar für uns bald langweilig, bald lächerlich, den Zeitgenossen aber und ihrer Förderung durch die sinnliche und doch ehrbare Gegenständlichkeit deren er sich befließ von großem Werth und Nutzen. Das Schweizerische Gegenbild zu Brockes ist Albrecht von Haller, aber ein eben so viel größeres Gegenbild, als ein Landschaftsgemälde den Vorzug verdient vor einem Küchenstück, und metaphysische Betrachtungen über die Ewigkeit den Vorzug vor einer weitläufig gereimten Auseinandersehung des Nutzens, welchen die Gewächse eines Mistbeetes für unsre fünf Sinne haben. Wie neben Brockes Wernike, stunden in der Schweiz neben Haller als Vertreter und Träger der Kritik die beiden Zürcher Joh. Jac. Bodmer und Joh. Jac. Breitinger. Wenn schon diese auch bei ihnen sich gern in polemischer Form geltend machte, wie denn ihr Streit mit Gottsched, dem anmaßlichen Wortführer der principlosen Poesie und Poetik, zu den besprochensten Begebenheiten unsrer Litteraturgeschichte gehört: so hatte sie doch hier dem Wesentlichen nach eine entschiedene Richtung in das Positiv-theoretische. Frey von ausländischen Einflüssen waren allerdings auch sie noch nicht, und auch sie nicht frey von mancherley Fehlern und Mißgriffen. Aber während die norddeutschen Dichter dieser Uebergangsepoche es noch vorzogen, ihren Geschmack an der französischen Litteratur zu berichtigen, und Caniz z. B. ziemlich abhängig erscheint von Boileau, Hagedorn von La Fontaine, suchten die Kritiker von Zürich, mit dem Dichter von

Bern darin übereinstimmend, ihre Muster und Beweisstellen lieber bei den tief-ernsten Engländern, bei Milton und Pope, und die Lehren des Aristoteles galten ihnen bereits mehr, als wie Boileau die Poetik des Horaz in sein Französisch umgegossen hatte. Von Aristoteles hatten sie namentlich den Grundsatz, das Wesen der Kunst, auch das der Dichtkunst beruhe in Nachahmung der Natur: das Ungenügende dieses Satzes, das Bedenkliche seiner Consequenzen leuchtete ihnen nicht ein, obschon eine zweyte, ihnen eben so wichtige, an sich noch um vieles schiefere Lehre durch die Schwierigkeit ihrer Vereinbarung sie hätte stutzig machen sollen, die Lehre nämlich, daß der Zweck der Dichtkunst Erleuchtung des Verstandes und Besserung des Willens sey. Der nachahmenden Natürlichkeit wegen und wegen der darauf beruhenden Forderung der Einfachheit sagten sie sich allmählig vom Gebrauche des Reimes los, dieses altgewohnten charakteristischen Schmuckes der modernen Poesie, und empfahlen durch Lehre und Beispiel die reimlosen Formen Englands und des griechisch-römischen Alterthums; und wiederum ihretwegen stellten sie unter allen Gattungen der Poesie das Epos obenan, als die einfachste schmuckloseste Nachahmung der Wirklichkeit; von besonderem Werth aber war ihnen die Fabel, weil ja hier neben dem epischen Elemente noch ganz unzweifelhaft die moralische und verständige Belehrung vorkommt. Hierin war ihnen Aristoteles keine Autorität mehr, der wie billig die krönende Vollendung der Kunst des Wortes im Drama erblickt; hierin

galt ihnen auch die historische Erfahrung nichts, und eben so wenig die auf der Erfahrung beruhende Divination: sonst hätte ihnen auffallen müssen, daß weder Opiz, ihr wegen seiner Reinheit und Lehrhaftigkeit so hoch empfohlener Opiz, weder er noch einer der Seinigen sich auf das Epos eingelassen, daß sie dagegen mit Vorliebe sich dem Drama zugewendet hatten; sonst hätte ihnen vielleicht auch vorgeahnt, was die Folgezeit bethätigen sollte, daß vor der neueren Litteratur als ihr Ziel, als ihre charakteristische Aufgabe nächst der Prosa das Drama liege, nachdem das Epos mit der Poesie des Volkes längst schon dahingeschwunden ist.

Also die Kunsttheorie der Zürcher auch nicht frey von Fehlern und Mißgriffen: indeß schon ihr bloßes Vorhandenseyn war der größte, der fruchtbarste Gewinn. Bis dahin hatte Deutschland nichts der Art besessen: denn so reich auch das siebzehnte Jahrhundert, Martin Opiz voran, und ebenso der Beginn des achtzehnten an Lehrbüchern der Poesie gewesen, von Kritik, von wahrer Theorie zeigte sich in all diesen keine Spur: sie giengen nur auf Neußerlichkeiten der Form, waren die Wirkung und zugleich die immer wieder erneute Ursache des oberflächlichen, bloß formellen Treibens jener Dichterschulen. Jetzt dagegen ward, und jetzt zuerst mit wahrhaft wissenschaftlicher Behandlung solcher Gegenstände, auf Inhalt gedrungen, auf eine Fülle des Stoffes, entnommen aus geistiger oder sinnlicher Wirklichkeit, auf eine Darstellung die einfach,

natürlich, dem Stoffe angemessen wäre. Auch das Moralprincip der neuen Kritiker war in seinen Wirkungen nur ein Segen für die Litteratur: unter anderen Umständen, als damals walteten, hätten sie es vielleicht selbst nie aufgestellt: damals aber galt es die strengste Reaction gegen die Sittenlosigkeit, und man konnte sich des Erfolges dann nur sicher glauben, wenn man einstweilen nicht A B C sagte, sondern B C A, nicht das Schöne zuerst und dann als nothwendig mit darein begriffen das Gute und das Wahre forderte, sondern zuerst das Gute, dann das Wahre, dann auch das Schöne.

Was aber ganz besonders das Auftreten dieser Männer zu einem historischen Wendepuncte macht, ist das enge genealogische Verhältniß ihres Strebens und Treibens zu den nächstfolgenden HAUPTERSCHEINUNGEN und HAUPTPERSÖNLICHKEITEN der deutschen Litteratur. Denn wenn der Glaube an einen Gott im Himmel und eine Tugend auf Erden nun in Klopstocks Munde die Worte rauschender Begeisterung fand; wenn Wieland seine jungen Flügel an ehrwürdigen Geschichten des biblischen Alterthumes übte; wenn Lessing kam um das Schwert der Kritik neu geglättet und geschärft zu erheben, um den Deutschen endlich eine Prosa zu schenken, endlich eine Schaubühne zu erbauen; wenn diese drey, jeder in eigenthümlicher Richtung, Klopstock als lyrisches Gemüth, Wieland als epische Phantasie, Lessing als didactischer Verstand, den Kreis der deutschen Litteratur siegreich in alle Fernen dehnten: so hatte jeder von

ihnen mehr oder minder unmittelbar, zum Theil fogar durch persönliche Einwirkung, die erste Lehre, die erste Erweckung von den schweizerischen Kritikern empfangen; so hatten diese zuerst die Bahn gebrochen, diese in der Poesie Glauben und Sitte wiederum zu Ehren gebracht, diese den Epiker Englands als höchstes Muster hingestellt, diese zuerst für Dinge der Litteratur die Waffe wissenschaftlicher Erörterung geschmiedet. Das sollte die Schweiz, das sollte Deutschland nicht vergessen. Mit gerechter Freude blicken wir darauf hin, wie unsre Litteratur, die älteste der ganzen nachrömischen Welt, zugleich auch die jüngste derselben ist; wie ihre Anfänge um Jahrhunderte, um ein Jahrtausend weiter zurückreichen als die Anfänge der italienischen und der spanischen, der englischen und der französischen Litteratur; wie sie noch einmal ein goldenes Zeitalter hat feyern dürfen, nachdem das goldene Zeitalter der italienischen und der spanischen, der englischen und der französischen Litteratur längst schon verrauscht gewesen; wie also wenigstens auf dem Gebiete des geistigen Lebens das germanische Volk diejenige Stellung einnimmt, die ihm inmitten der germanisirten Welt gebührt. Mit Stolz und Freude blicken wir darauf hin: gedenken wir aber auch derer, welche mit wehrhafter Hand die Pforten dieser letzten Herrlichkeit geöffnet haben. Das Jahr 1840 ist durch mehr als ein Jubelfest bezeichnet worden: die ganze Nation hat ein neues Jahrhundert der Buchdruckerkunst, das preussische Volk die gleichmäßig durch Jahrhunderte getrennten

Regierungsanfänge dreier Fürsten gefeyert: daß aber im Jahre 1740 die schweizerischen Kritiker ihre entscheidendsten Schritte vorwärts thaten, daß in jenem Jahre das goldene Alter unsrer Litteratur mit kühner Plötzlichkeit hervorsprang in die Weltgeschichte, diese säculare Erinnerung ist uns, sogar uns hier in der Schweiz, sogar den Zürchern entgangen. Noch aber darf es auch heute nicht zu spät seyn sie aufzufrischen: nennen wir heute denn mit Dank und Ehren die Namen jener Ahnen; und auch Drollinger sey mit genannt: denn er stand mit in der Reihe der Vorkämpfer; und es soll kein Schade nicht seyn, daß er beim Sturme der Königsburg in der Bresche schon gesunken ist.

Jetzt lassen Sie uns das Streben und die Leistungen dieses einen, uns zunächst angehörigen Mannes zum Gegenstande besondrer Betrachtung machen: jetzt, da wir den Boden kennen gelernt haben in welchem er wurzelte, die Luft in welche er hineinwuchs, vermögen wir es mit größerer Sicherheit.

Was sich schon vermuthen ließe, wird von Spreng ausdrücklich berichtet: in den Anfängen seiner Poesie hatte sich Drollinger auch noch an die Dichter der bösen Zeit gehalten, an Hofmannswaldau und an Lohenstein, den neronischen Tragiker des siebenzehnten Jahrhunderts; erst da er durch seinen Freund, den Professor der Rechte Nic. Bernoulli, mit Bessers Schriften bekannt geworden, wandte er sich grundsätzlich von Jenen ab, und suchte von Besser und Caniz zu lernen was von ihnen zu lernen war. Er

wandte sich grundsätzlich ab: er vernichtete all seine Jugendversuche, er eiferte nun selbst gegen die sittenlosen und, wie auch er sie nennt, die verstiegenen Poeten: gleichwohl sind die Nachwirkungen der ersten Schule wenigstens im Stil auch der späteren Gedichte noch immer wohl bemerkbar: dieser ist keineswegs gänzlich frey von einer gesuchten Ungewöhnlichkeit, von einer zu hoch angeschwellten Anschauungs- und Ausdrucksweise: Fehlern die Lohensteins Namen sprichwörtlich gemacht haben. Viel weniger merklich ist Bessers Einfluß, wenn gleich Spreng einen solchen namentlich behauptet; jedesfalls war er bloß negativer Art: was hätte sich auch ein Drollinger Positives von diesem Dichter aneignen können, der doch nur ein anderer Hofmannswaldau war, freylich abgemattet und aus der schwülen Studierstube versetzt in die kühle Zugluft des Hofes; dem sein Herausgeber alles Ernstes und ganz der Wahrheit gemäß nachrühmen durfte, er habe „in seinen Versen so gewöhnliche und natürliche Redens-Arten gebraucht, daß sie in ungebundener Rede weder natürlicher noch eigentlicher seyn können, ja der Poesie sich zu keinem andern Zwecke beflissen, denn nur dadurch zu einer desto geschicktern Schreibens-Art in ungebundener Rede zu gelangen.“ Etwas andres vielmehr ist es, was noch vom frühern Geschlecht und von der älteren Mitwelt her an Drollinger hängt, während er auch darüber selbst schon spottet: ich meine die Gelegenheitspoesie, die dienstwillige Verherrlichung von Alltagsereignissen in leeren oder gar unwahrhaften Phrasen.

„Ist möglich, daß ihr eure Leyer
 Bey einer jeden Kirchweih trillt?
 Ist möglich, daß von solchem Feüer
 Euch nur die kleinste Ader schwillt?
 Crispinus freih: Glück zu dem Orden!
 Susanna starb: Genad ihr Gott!
 Johannes ist Magister worden:
 Ich wünsch ihm bald Verdienst und Brot.
 Da habt ihrs. Bey so schlechten Wundern
 Fällt wahrlich mir nichts bessers ein.
 Soll etwas meinen Geist ermuntern,
 So muß es etwas größers seyn.“

So Drollinger selbst: und von ihm selbst giebt es mehr als ein Leichen- und Gratulationsgedicht von viel weiter ausgedehntem Inhalte als bloß so einfachen Glücks- und Abschiedswünschen.

Erörtern wir jedoch statt solcher Rückstände des Alten lieber was unverkümmert neu an ihm ist, worin er sich entschieden als Mitbegründer eines neuen Lebens zeigt, seinen Antheil an der vorher geschilderten Umwälzung und hebung der Litteratur.

Seine Stellung in dieser wird am richtigsten bezeichnet seyn, und es ergiebt sich eine merkwürdige Uebereinstimmung seiner äußeren Lebensverhältnisse und seines litterarischen Wirkens, wenn man ihn, der von Geburt kein Schweizer, und doch in der Schweiz, in einer Grenzstadt derselben eingewohnt war, als ein Mittelglied auffaßt zwischen Deutschland und der Schweiz, zwischen der Hamburgischen Pole-

mit und der Zürcherischen Kritik, als ein Mittelglied zwischen Brockes und Haller, jedoch so, daß er letzterem um ein gutes Theil näher zu stehn kommt. Er war ein Wiederklang von Brockes, aber verschönt und vergeistigt; von Haller ein starker Vorklang, dessen Herold, man könnte sagen ein Haller vor Haller.

Mit dem Hamburger Dichter gemein hat der Baslerische, ein eifriger und gelehrter Blumenliebhaber, die Freude an detaillierter Naturschilderung zum Lobe Gottes, der auch für die irdische Glückseligkeit seiner Menschen so mild und weise gesorgt habe: aber er wagt sich, wie bei sonst verschiedener Tendenz nach und mit ihm Haller, schon an die größeren Anschauungen mehr umfassender Landschaftsgemälde; und wie er den Bedürfnissen und der Lust der niederen Sinne keinen so freyen Spielraum vergönnt als Brockes, und der Natur lieber bloß das Gesicht und das Gehör entgegen trägt als auch den Geruch und den Geschmack: so sucht und findet er auch in den Bildern der Natur häufig schon erhabnere Bezüge als bloß die der gemeinen Nützlichkeit. Von der Spielerey mit mahlerisch klingenden Worten, die bei Brockes gar nicht selten ist, und diesen Dichter rückwärts an die Pegnitzschäfer anknüpft, von der Beleidigung der Kunst durch solche Nachahmung der Natur ist Drollinger gänzlich frey.

Aber nicht bloß in seinem Anschlusse an Brockes zeigt sich Drollinger mit dem älteren, norddeutschen Theile der litterarischen Bewegung verbunden. Schon vorher ist be-

merkt worden daß da zu Lande das einmal rege gewordene Bedürfniß nach Läuterung des Kunstgeschmackes vorzüglich bei den Franzosen Trost gesucht habe, bei deren Dichtern, deren Theoretikern, namentlich bei Boileau: das Beispiel der Höfe und zahlreiche Colonien französischer Flüchtlinge wiesen von dort aus nach Frankreich hin als dem Mutterlande aller feineren Bildung in Kunst und Sitte. Der gleiche Zug tritt uns, jedoch schon in gebührend untergeordnetem Maße, auch bei Drollinger entgegen, insofern auch dieser einige Stücke von Boileau und La Motte ins Deutsche übertragen hat: aber nur einige wenige, und dem Lobe daß er der correcten Eleganz Boileaus und den Verdiensten zollt welche sich derselbe als Nachfolger Horazens um die Poetik erworben habe, ist bereits ein schalkhafter Spott beigemischt. „Wie oft“ schließt eine größere dem Lobe Boileaus gewidmete Stelle in dem poetischen Sendschreiben an Spreng,

„Wie oft nicht hat er uns beschämt,
Nur, weil er jenes Kunstgewebe
Mit Frankreichs Spitzen neu verbrämt!“

Bedeutender, selbstkräftiger, mehr mit ganzem Herzen bei der Sache ist Drollinger da, wo er die Schweizerische Seite der neuen Bewegung vertritt, wo er ein Vorläufer Hallers ist und ein Verbündeter der Kritiker von Zürich. Auf dieser Seite liegen vor allem seine drey Oden Lob der Gottheit, über die Unsterblichkeit der Seele und über die göttliche Fürsorgung: Stoffe zugleich religiöser und metaphy-

fischer Natur, wie sie durch Leibniz und Wolff, besonders durch des ersteren Theodicee, Lieblingsgegenstände des damaligen Denkens geworden waren, dergleichen auch Haller, der fromme philosophische Naturforscher und Dichter, mit charakteristischer Vorliebe wählte. Aber Drollinger war darin selbständig, von Haller unabhängig; so mannigfach auch die Wärme dieser Dichtungen, die sich oft bis zu lodern- dem Feuer erhebt, und die von aller Begeisterung nirgend gestörte Folgerichtigkeit des logischen Zusammenhanges an Hallers lehrhafte Poesie erinnern mögen: so hat doch beide nur der gleiche Strom getränkt, die gleiche himmelher brausende Lebensluft berührt, und der Zeit nach Drollingern früher als Haller; wie Spreng bezeugt, „selbiger sang später, obschon Er der Welt durch frühern Druck bekannt worden.“

Auf demselben Gebiete, innerhalb derselben Art von Lyrik bewegte sich Drollinger auch mit seinen Verdeutschungen einiger Psalmen, obwohl ihm nicht entgieng daß er damit noch der Ungewohnheit und dem Widerwillen mancher Zeitgenossen verlegend entgegentrat; wie es denn in dem schon erwähnten Sendschreiben heißt:

„Noch Eines muß ich Dir gestehn;
 Ich weiß nicht, darf ichs wol entdecken;
 (Die kluge Welt wird sehr erschrecken:)
 Ich finde Davids Psalmen schön. —
 Man sprach: Ein Psalm ist keine Sache.
 Da fuhr ich aus: Du arme Kott,
 Du rühmst dich doch der Göttersprache,

So sänge, kannst du, auch von Gott.
 Umsonst! du freuchst in deiner Pfütze.
 Wer zu dem nidern Schlamm verbannt,
 Der steigt nicht bis ans Reich der Blicke,
 Wo David seinen Donner fand.“

Bestrebungen britischer Philosophen, welche neben der neuen Metaphysik Deutschlands, nicht gerade in freundlicher Verschwisterung einhergiengen, hatten die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf jenes Volk hingewendet, und so eine vertrautere Bekanntschaft auch mit dessen anderweitigem Leben und Treiben in Wissenschaft und Kunst eingeleitet: diese aber einmal eingeleitet, mußte sich bei dem Sinne der jetzt in Deutschland erweckt war, und bei dem tief gehenden Einflange deutscher und englischer Volksthümlichkeit alsbald die innigste Zuneigung begründen. Daher die entschieden englischen Sympathien der neuen Kritik und Poesie im Gegensatze zu den bereits veraltenden französischen; daher auch bei Drollinger neben den Resten französischen Einflusses überwiegender Einfluß Englands, Vorliebe besonders zu Pope und mehrfache Uebersetzungen aus demselben, unter denen die bedeutendste und umfangreichste der Versuch von den Eigenschaften eines Kunstrichters ist, in ungebundener Rede, nicht wie das Original in Versen.

Es ist jedoch nicht bloß diese gemeinschaftliche Sympathie, welche Drollingers engen Zusammenhang mit der Schweizerischen Kritik beurfundet: er theilte als die nothwendig mit dazu gehörige Rehrseite auch die Antipathien

derselben, und griff, in ihrem Sinne verwerfend, anstreitend, Neuerungen vertheidigend, nach dem Maß seiner Kräfte mit in den Schwung der Ideen und der Thatfachen. Seiner spottenden Polemik gegen die verstiegenen Poeten und die Gelegenheitsdichterey ist vorher bereits gedacht worden; und wenn er eben dieselbe nicht auch gegen Gottsched wendet, wenn dieser ihm noch ein Mann ist „den Phöbus kennt und liebet“, so wollen wir darin nur eine schonende Berücksichtigung der Zuvorkommenheiten finden die Gottsched ihm erwiesen: die Deutsche Gesellschaft zu Leipzig, deren Vorsteher der letztere war, hatte ihn im Jahre 1733 seiner Dde auf die Gottheit wegen zu ihrem Mitgliede ernannt. Zudem bezeichnet er Gottscheden in Einem Athemzuge mit jenem Lobe doch schon als einen Mann der Vergangenheit, und verwundert sich in verbindlicher Weise über einen Fortschritt den derselbe gemacht habe. Er spricht da (es ist wiederum in dem Sendschreiben an Spreng) vom Reime:

„D möchte doch ein deutsches Ohr
Sich von dem Schellenklang entwöhnen!
Die Zürcher-Mahler gehn uns vor,
Und wagen sich mit freyen Löhnen
Vor unsrer Musen eckeln Chor.
Selbst Gottsched hat es jüngst gewagt,
Ein Mann den Phöbus kennt und liebet.
Doch, was mich inniglich betrübet:
Der Beyfall bleibt ihm noch versagt.“

Sonst hatte Drollinger sehr wohl den Muth sich der Dictatur des Professors von Leipzig zu entziehen, und trug kein Bedenken dessen grammatischer Gesetzgebung zum Troße gelegentlich Worte zu gebrauchen, die ein Preuße oder Meißner schwerlich für gut preußisch und meißnerisch würde erkannt haben, z. B. von verbenden Blumen zu sprechen und von gehöhlten Teicheln; so daß wir einige Stellen seiner Briefe an Gottsched, wie z. B. „Ein gebohrener Schwabe zu seyn, und seine meiste Lebenszeit in der Schweiz zugebracht zu haben, sind wol nicht die Umstände, welche zu einer reinen deutschen Poesie vieles beytragen können“ oder „Es gehet aber bey einem betagten Schwaben schwärher, den alten Sauerteig völlig auszufegen, und hat er Zeit und Mühe dazu vonnöhten“: daß wir also diese und dergleichen Phrasen wohl eben auch nur als Phrasen schuldiger Briefhöflichkeit ansehen dürfen.

Wahrhaft ergötzlich aber und so schlagend, als das bei einseitiger Polemik möglich ist, sind Drollingers Ausfälle gegen den Reim und den seit Opitz oder vielmehr seit Weckherlin so allbeliebten französisch-deutschen Alexandriner. Er hat dieser „Tyranney der deutschen Dichtkunst“ ein eigenes satirisch-klagendes Gedicht gewidmet; das ich nicht umhin kann Ihnen vollständig mitzutheilen.

„Ihr Musen helft! Der Verse Tyranney
Ist allzu schwär. O macht uns endlich frey!
Uns plagt ja schon mit seinem Schellenklang
Der Feind von Geist und Wig, der Reim, zu lang,

Der, von den rauhen Barden ausgeheßt,
 Die strenge Herrschaft bis auf uns erstreckt.
 Was schreibt doch noch der deutsche Dichter-Chor
 Für eine Versart sich zur Strafe vor;
 Ein Doppelvers, erdacht zu unsrer Pein!
 Zu groß für Einen und für Zween zu klein.
 Je mehr er hat, je mehr ihm stets gebricht.
 Zwelf Füße helfen ihm zum lauffen nicht.
 Ihn macht dem Ohr kein Wechsel angenehm,
 Und kein geschicktes Maß dem Sinn bequem.
 Er trabt betrübt daher mit schwärem Schritt.
 Ein gleicher Tact bestimmt ihm jeden Tritt.
 Beym Sechsten stellt auch, wenn er lauffen will,
 Das strenge Reimgefäß ihn immer still.
 Vernunft und Witz entweicht vor seinem Zwang,
 Und findt ihn bald zu kurz, und bald zu lang;
 Und, wenn sein Tic und Tac beständig schallt,
 Gleich einer Glocke, so entschläft man bald.
 Schau, wie so oft ein Dichter ängstlich ringt,
 Bis nach den Regeln ihm ein Vers gelingt!
 Er martert sich, verdreht, versetzt, verschränkt;
 Der Sinn wird schwach; die Sprache wird gekränkt.
 Ein Einfall fließt. Doch kan er nicht bestehn.
 Warum? Zween Füße fehlen noch zu Zehn.
 Was ist zu thun? Ein Glückwort kommt herbey,
 Daß die geschworne Zahl nur richtig sey.
 Die Zahl ist ganz. Das Werk will doch nicht fort.
 Der Abschnitt fällt nicht recht auf seinen Ort.
 Nach langer Müß gebihr man eine Brut,
 Von Wind und Luft erfüllt, für Geist und Blut.
 Und ist sie nicht an Kraft und Geiste leer,

So zeigt ihr Leib den Zwang nur desto mehr.
 Was Wunder! daß der Dritten feiner Ohr
 Ein Reimgebände sich vorlängst erkohr,
 Das, nicht so sehr vom Regelzwang beschränkt,
 Sich nach des Dichters Wunsch bequemer lenkt,
 Bald hier, bald dort den Abschnitt wechselnd stellt,
 Und, wie die Regung will, so laüfft, als hält. "

Der behaglich = scherzende Ton dieses Spottgedichtes, die Mäßigung in welcher Witz und Laune sich hier geltend machen, müssen jeden überraschen der die sonstige Unbeholfenheit jener Zeit grade in Witz und Spott und Laune kennt. Die gleichen Vorzüge sind Drollinger aber sonst auch eigen, und seine wenigen Fabeln und Epigramme stellen sich dadurch in ihrer Art den Oden würdig zur Seite. Wie übrigens das eben verlesene Gedicht selbst schon die Form der in ihm empfohlenen italiänisch = englischen Versart hat, so ist auch eins der zierlichsten unter den beschreibenden, die Unschuldige Frühlingslust, des Versuches wegen wirklich in reimlosen Versen abgefaßt.

Bei der geringen Anzahl der Gedichte Drollingers, bei der großen Verschiedenartigkeit in Stoff und Darstellung die innerhalb dieser geringen Anzahl besteht, ist es schwer für uns, von seinem Wirken ein ganzes, vollkommenes, durch organischen Zusammenhang anschauliches Bild zu gewinnen, und ich fühle sehr wohl wie es auch mir nur gelungen ist verstreute Stücke zu geben. Gleichwohl ist ihm eine so bedeutende Stelle in der Geschichte

unserer Litteratur zugewiesen worden; gleichwohl hat er in Basel, in der Schweiz, in Deutschland thatsächlich eine tief eingreifende, lang andauernde Wirkung geübt, und nah und fern nicht bloß bei Zeitgenossen die vollste Anerkennung gefunden. Brockes, der Dichter Hamburgs, begrüßte den lebenden, beklagte den verstorbenen; Bodmer in seinem Trauergedichte rechnete ihn zu den Wenigen, die Deutschlands Stolz und Rettung seyen. Man erwäge jedoch daß in Zeitaltern wie damals eines über Deutschland gieng, schon ein einziges Gedicht für ein Ereigniß gelten kann, wie ja auch die Leipziger bloß um des Lobes der Gottheit willen Drollinger zu ihrem Mitgliede ernannten; und daß für die Schweiz, namentlich aber für Basel, die lückenhafte Vereinzelung seiner dichterischen Productionen ergänzt wurde durch den persönlichen Verkehr, durch die stille Eindringlichkeit täglichen Redens und Handelns, durch die Fülle und das Gewicht eines ganzen wohlgeführten Menschenlebens. Basel aber hat damals, in jenen über Wohl und Wehe der Litteratur entscheidenden Tagen durch Drollingers Verdienst eine ehrenvoll einflußreiche Stelle behauptet: es stärkte die Zuversicht der Zürcher, und gab ihrem Schaffen einen gewichtigen Nachdruck, daß sie in Basel, der altberühmten Universitätsstadt, sich von zahlreichen Bekennern gleicher Grundsätze unterstützt wußten; daß sich hier, zwar erst nach Drollingers Tode, aber aus dessen Freunden, und dem Wesen nach schon von ihm begründet, eine Deutsche Gesellschaft bil-

dete, die im Sinne der neuen Zeit und für deren Zwecke thätig war. Und nicht bloß einzelne Männer hatte er gewonnen, nicht bloß einen gelehrten Clubb bilden helfen: ganz Basel lernte, wenn Spreng zu glauben ist (und warum nicht?) Interesse für die wiedererstehende Litteratur empfinden. „So gar auch bey unserm Frauenzimmer begihnde, einen neuen und bessern Geschmack wahrzunehmen. Vorhin mußte sich dasselbige bald scheüen, belesen zu seyn, und eine Erkänntniß von hündigen Schriften zu haben. So bald aber einige Gedichte von unserm Poeten zum Vorscheine kamen, machte sich ein Geschlechte, wie das Andere, ein außerordentliches Vergnügen, und gleichsam ein Verdienst, daraus, selbige mit eigener Hand abzuschreiben, dem Gedächtniß und Gemühte einzuprägen, und bey Gelegenheit schickliche Stellen daraus anzubringen.“

Ein Basler jedoch vorzüglich hat die ganze Richtung seines Lebens durch Drollinger empfangen, und eine Wirksamkeit nach dessen Sinne bis auf ein zweytes Geschlecht, bis in die Jünglingsjahre Isaac Iselins fortgepflanzt: es ist dieses der eben wieder genannte Johann Jacob Spreng, der ein Jahr nach Drollingers Tode die nahrhaftesten Früchte von dessen Leben erndtete, Früchte welche in erneuter Aussaat auch mir noch zu Gute kommen sollten, die Berufung an die neu gestiftete Professur der deutschen Beredsamkeit und Poesie. Freylich ist nicht zu läugnen, daß Spreng als Dichter trotz all seiner Fruchtbarkeit weit zurück

stehe hinter seinem Lehrer und Vorbilde, daß er auch als berathender Freund nicht zum besten auf diesen möge zurückgewirkt haben: die Spuren seiner eiteln Zudringlichkeit liegen jedem vor Augen in der Ausgabe von Drollingers Gedichten, die er und der Pfarrer Buxtorf im J. 1743 besorgt haben: indessen wir verdanken ihm eben diese Ausgabe; wir verdanken seiner Gedächtnißrede die Nachrichten über Drollingers Leben; wir verdanken seinem jugendfrischen Muth den festen Ausspruch manches Urtheiles über litterarische Zustände und Persönlichkeiten, welches Drollinger, obschon eigentlich der erste Urheber solcher Ansichten, doch bei seiner bedächtig schonenden Weise nicht gewagt hätte in alle Welt hinauszumwerfen. So in der Zuschrift die rückhaltlose Auflehnung gegen Gottsched; so in einer Anmerkung zu Popens Kunstrichter das nachdrücklich charakteristische Wort „Der Anlaß kan sich geben, da man keinen Vorgänger hat, und selbstn muß Vorgänger seyn.“

Woher nun — diese Fragen drängen sich uns bei der jetzt erreichten Beendigung unsres Weges auf — woher die Errettung der deutschen Litteratur, die Begründung eines neuen goldenen Zeitalters gerade durch schweizerische Kräfte? Woher nach Jahrhunderte langem Stillschweigen dieses laute Auftreten der Schweiz grade damals? Fragen, so unabweisbar sie sind, so schwer dennoch zu beantworten. Es liegt auch hier einer von jenen zahlreichen Fällen vor uns, wo die gewöhnliche Pragmatik sich als ungenü-

gend, wo sich für ganze Völker und deren Geschichte als gültig erweist was Göthe schön von einzelnen Menschen sagt, daß immer noch etwas Anonymes dabei sey. So weit die benennbaren Größen ausreichen, wird die Erklärung folgende seyn; sie ergiebt sich ziemlich von selbst, sobald man den Character jener Umwälzung, ihre Vorgänge und Umstände zusammenhält mit der Volks- und Landesart der Schweiz und deren damaligen Geschichtsverhältnissen.

Die deutsche Litteratur war bis an den Rand des Unterganges zurückgesunken durch Sittenverderbniß, den unfriederischen Nachlaß des dreißigjährigen Krieges; die Schweiz hatte letzterer wenig berührt, sie empfand auch in sittlicher Beziehung weniger von dessen Folgen: so konnte diesem Stamme vor allen übrigen des deutschen Volkes die Wiederherstellung der Litteratur am sichersten anvertraut werden: er brachte zu dem reinen Werke noch die unentweihlichsten Hände. Den treibenden tragenden nährenden Grund der neuen Frühlingswelt gewährte die Erfrischung und Vertiefung des geistigen Lebens durch den Pietismus und die Philosophie: sie bereiteten den Weg der allein aus all dem Jammer führen konnte, den Weg neuer Religiosität und neuer Wissenschaftlichkeit. Den Schweizern aber war durch die Gunst ihres einfacheren Cultus, ihres von äußerem Formenwesen nicht so behelligten Bekenntnisses neben der Glaubensstrenge auch die Innigkeit des Glaubens unverloren geblieben, oder doch nicht in solchem

Grade wieder entfremdet worden als den übrigen Deutschen; und die wissenschaftliche Richtung fand namentlich in Zürich, dem alten Sitze eines gediegenen Humanismus, einen Anknüpfungspunct, wie kein andrer Ort ihn besser darbot. Insofern war, da doch die Litteratur zum Behufe neuer besserer Erziehung noch einmal in den Religionsunterricht und die Gelehrtenschule sollte und mußte geschickt werden, dafür die Schweiz, wo nicht das fähigste, doch ein wohlbefähigtes Land: hatte der Boden auch eine Reihe von Menschenaltern hindurch brach gelegen, so war das für die neue Ansaat wahrlich kein Schade; konnte dieser Theil Deutschlands von Opitz an bis über ein Jahrhundert nach ihm sich auch nur dreier des Nennens werthen Dichter rühmen, Simlers, Grobs und Reinholds von Freientahl, so brauchte er sich dafür auch keines Klai, keines Hofmannswaldau, keines Lohenstein zu schämen, und hatte nicht die Mühe diese erst wieder zu verwinden; ja der älteste jener drey Schweizer, Johann Wilhelm Simler, dessen Werke 1653 in Zürich bei einem früheren Joh. Jac. Bodmer erschienen sind, kann vielleicht auf das heilsame Moralprincip der Zürcherischen Kritiker als erster Ahnherr nicht unbegründete Ansprüche machen: denn er schon hatte in ausgesprochenem Gegensatze zu den deutschen Dichtern seiner Zeit die Lehre hingestellt: „Das abschen eines rechtschaffnen Christenlichen Poeten sol fürnemlich gerichtet seyn auf den nutzen; und die belustigung. Auf den nutzen dergestalt, daß des Allerhöchsten Ehre durch seine

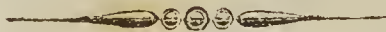
Gedichte befördert; der nächst und er selbst erbauet: auf die belustigung; daß seine Verse nicht allein lieblich klingen, sonder auch von solchen erfindungen und worten seyen, daß dadurch auch der fluogen verstand belustiget und geschärffet werde."

Endlich ist noch ein Moment zu beachten. Gleich bei der ersten Regung neuen Lebens, in Hamburg, hatte die Poesie aus dem richtigen Bedürfnisse sinnlicher Anschaulichkeit nach landschaftlichen Stoffen gegriffen: auch deshalb traten alsbald die Schweizer hinzu, und lösten Hamburg ab, und nahmen das Werk in ihre Hände. Denn Landschaftlichkeit jeglicher Art ist zu allen Zeiten eines der Hauptmerkmale unsrer Provinzialpoesie gewesen: wie bei den Minnesingern des Mittelalters, wie im siebenzehnten Jahrhundert bei Simler, so auf Anregung des Hamburgischen Dichters nun bei Haller und Drollinger, so in allen folgenden Jahrzehenden bis auf unsre Tage bei Gessner, Salis, Usteri, Hebel, Fröhlich. In welchem Lande sonst hat auch diese Richtung der Poesie so viel natürlich nothwendiges? in welchem sonst gewährt eine große und anmuthige Natur so den verschönernden Hintergrund alles Lebens?

Ich kann nach diesem Versuche pragmatischer Begründung die Rednerstätte nicht verlassen, ohne von der ruhmreichen Vergangenheit den Blick noch auf Gegenwart und Zukunft zu wenden, mit Empfindungen, ich weiß selber nicht ob des Hoffens, ob der Furcht und des Zweifels, sicherlich aber der reinsten treuesten Liebe.

Wohl ist die Poesie, die vor sechs Jahrhunderten schon mit segentriefendem Gittich über diesen Gauen geschwebt hat, wohl ist sie ihnen auch heute noch nicht entflohen, und die Schweiz ist wie in der Wissenschaft so auch in der Dichtkunst mit Namen geschmückt, deren Glanz vor keinem des nachbarlich verwandten Nordens erbleicht. Denn es fließen hier der Kunst noch unerschöpfte, stäts unerschöpfliche Quellen in einer großen Vorzeit, in einer reichen Natur, in einem durch freyere Verfassung entfesselten Geistesleben. Aber verhehlen wir es uns nicht: jene Namen stehn verlassen, vereinsamt da; dem Rufe des Dichters antwortet nur spärlich jenes Verstandniß, jene Anerkennung, jene Begeisterung, die allein seine Brust zu unermüdetem Sange stärken und lüften mögen, wie das Echo des Waldes die Nachtigall zu immer neuen, immer schöneren Liedern reizt. Die Poesie ist hier nur wenigen noch ein Schmuck des Lebens, noch wenigern ein Lebensbedürfniß. Was aber ist es, das diesem schönen Lande den alten Gast zu entfremden droht? Drey tief einfressende Uebel: die Schweiz theilt sie mit der gesamten jezigen Welt: aber auf keinem Lande lastet ihr Druck so schwer als auf der Schweiz: dieser eng begrenzte Bund, so viele noch enger begrenzte Freystaaten er in sich schließt, eben so viele Heerde bietet er auch jenen Uebeln dar um ihr verzehrendes Feuer zu entzünden. Unglaube, Radicalismus, und ein im irdischen Stoff gefangener Gewerbsfleiß: wo diese drey, wo auch nur eins von diesen zu unbestrittener Herrschaft gelangt ist, da muß es der Poesie

unheimlich werden; da graut ihr; da verstummt, da entflieht jede Liederkehle wie aus verpesteter Luft. Oder sollte die Kunst sich noch einmal herabwürdigen zur Hochzeitsgratulantinn und zur Klagefrau der Leichenbegängnisse? sollte sie, die freye, von der Unfreyheit sich dinge lassen um mit täglich neuen Variationen die Marseillaise aufzuspielen? Denn solche Dienste möchte man ihr da vielleicht noch abfordern, und höchstens solche. Da sey aber Gott vor! Nein, wünschen wir, die mit noch undurchbrochenem Damme ein ruhiger Hafen birgt, wünschen wir nicht bloß, hoffen wir auch das Beste! Noch hat vor der Zeit, die Gottes ist, kein Werk der Lüge, der Lüge weder des Unrechtes noch der Glaubenslosigkeit, Stand gehalten; allgemach wird auch der Gewerbsmaterialismus der besseren Einsicht weichen müssen daß der Stoff dem Geist diene, nicht der Geist dem Stoffe, und es wird jener Wissenschaft, mit der allein die Poesie sich verbündet, an deren Hand sie vor einem Jahrhundert die Laufbahn ewigen Ruhmes betreten hat, zu freyer Entwicklung der Raum fürder nicht verkürzt, nicht verkümmert werden.



BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY



3 1197 21801 6100

Date Due

All library items are subject to recall at any time.

!!! 0 8 2019

Brigham Young University

